

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

[urn:nbn:de:bsz:31-337207](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337207)

## Vermischte Erzählungen und Aufsätze

### Gretels Verlobung.

Elßäffisches Idyll.

(Mit einer Abbildung).

#### I.

Es war um 1830 in Zabern, inmitten des elßäffischen Landes, das so voll Erinnerungen und alter Legenden ist.

In der ganzen Stadt gab es damals kein Wirtshaus, das besser gegangen wäre als die „Drei Störche“. Das Haus wurde überhaupt nie leer; man lebte darin sozusagen wie auf einer Kirn. Der Besitzer Christian Moser, war der beste Mensch auf Erden, und in seinem Keller lagen die feinsten Weißweine der Umgegend. Zwei Perlen von Weibskleuten standen ihm zur Seite, seine Frau und seine Tochter Gretel, eine wahre Rosenknospe, blond wie eine Welle im Rhein und mit einem so reinen und keuschen Gesichtchen, daß man unwillkürlich an die Stiche des Altmeisters Dürer denken mußte.

Es fehlte natürlich nicht an Bewerber um ihre Hand. Sie schwärmten nur so um das schöne Gretchen herum, welches ihre faden Komplimente und Galanterien mit hellem Lachen quittierte, was aber die Liebhaber nicht hinderte, ihre Versuche zu wiederholen mit einer Beharrlichkeit, die eines besseren Loses würdig war.

Einer der eifrigsten unter dem Völkchen der schmachenden Liebhaber war ein Freund des Wirts, ein Junggeselle über die Vierzig hinaus mit Namen Fritz Keller. Er war zugleich einer der reichsten Leute im Land, der auf seinem Dorf Regen und Sonnenschein machte, eine gewichtige Stimme im Gemeinderat hatte und allwöchentlich durchs Borntal kam, zur Besichtigung seiner Aecker und Rebberge. Dann kam er zum Essen zu Christian Moser, blieb manchmal in den „Drei Stör-

chen“ über Nacht, glücklich, sich dort bis zum nächsten Montag vergessen zu können.

Es war jedesmal ein kleines Fest, wenn Fritz am Samstagabend erschien in einem kornblumenblauen Sonntagsrock mit Perlmutterknöpfen, einem spiegelblanken Hut, einer glänzenden Weste und einem Verloque so groß wie ein Kindskopf. Die Moser freuten sich sehr über den Besuch und hatten wohl bemerkt, wem er zu verdanken war; trotz seiner gutgezählten vierzig Jahre trugen sie sich nicht ungern mit dem Gedanken der Möglichkeit einer Vereinigung ihrer Tochter mit diesem Krösus von Keller.

So war es wieder Juni geworden. Tagsüber hatte eine unerträgliche Glühhitze geherrscht, auf den Abend war ein furchtbares Gewitter über Zabern hereingebrochen. Nun begann es zu dunkeln, es mochte neun Uhr sein. Bei so schrecklichem Wetter waren die Stammgäste der „Drei Störche“ zuhause geblieben, das Haus stand leer. Eben unterhielten sich die Wirtskleute mit einander im niedern Saale des Erdgeschosses. Plötzlich wurde von draußen lebhaft gegen die Thür gepöcht.

„Das kann nur dieser Kerl von Fritz sein!“ machte Moser, indem er öffnen ging.

In der That war er's. Sein Überrock tropfte geradezu und die weichen Lederstiefel hatten sehr unter dem Wetter gelitten. Aber er lachte über das Abenteuer und sagte, nachdem er sich's behaglich gemacht hatte:

„Freund Christian! Ich hoffe, du wirst mich bei dem Hundewetter nicht vor die Thür setzen! Dafür werde ich mich zum Essen einladen, und wenn ich dich nicht zu sehr belästige, bleibe ich in den „Drei Störchen“ über Nacht. Wir haben Johanni heute! Das Fest feiern wir im Familientreffe mit einigen guten Flaschen . . . Hoffentlich hast du noch von dem Hundertjährigen für deine Freunde zurückgestellt, von dem Cardinal Rohan . . .!“

„Gewiß!“ gab der Wirt zur Antwort. „Wir gehen zusammen in den Keller, und es müßte schon schlimm gehen, wenn wir nicht hinter den Fässern einige Überreste vom Nachlaß Seiner Eminenz entdecken könnten!“

## II.

Unsere vier hatten zusammen diniert am großen Kamin aus Stein, worin ein behagliches Feuer von Rebholz flackerte. Fritz war voller Aufmerksamkeit gegen Gretel; aber das junge Mädchen hatte diese nur zerstreut erwidert. Sie schien in Gedanken versunken, träumerisch, von der Gegenwart abgezogen. Gegen elf Uhr nahm sie Müdigkeit zum Vorwand, um sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen. Kurz darnach sagte auch Christian zu Keller:

„Mit dir brauchen wir uns ja nicht zu genieren. Wir wollen auch schlafen gehen, denn morgen früh geht's mit den Fuhrleuten wieder los! Wenn du aber noch am Feuer sitzen bleiben willst, du hast ja den Schlüssel zum Zimmer, und die Läden sind schon geschlossen. Du bist da wie daheim. Und jetzt Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ sagte Fritz, indem er dem Wirt und seiner Frau die Hand drückte. „Ich rauche nur noch zwei oder drei Pfeifen, und dann will ich's machen wie ihr.“

So blieb er zurück, stopfte sich die Pfeife und setzte sich vor's Kamin, seinen Träumen hingegeben.

Er gedachte der sanften Augen Gretchens und machte sich jetzt Vorwürfe, Junggeselle geblieben zu sein, sein Leben sozusagen verständig zu haben, um jetzt auf dieser Erde ein unnützer Egoist zu sein, ein Wesen ohne Zweck, weil ohne Familie. So reich er war an Gut und Geld, so bettelarm fühlte er sich jetzt, ärmer als die Zigeuner, die er des Morgens vor seinem Fenster auf der weiten Straße vorbeiziehen sah.

Es hatte aufgehört zu regnen . . . Eine unbeschreibliche Nüchternheit überkam ihn, die ihm bis ins Mark drang, wenn er dachte, daß es die Johannismacht war . . .

Ein alter Brauch der Heimat kam ihm jetzt ins Gedächtnis. Wenn ein Bursche und ein Mädchen sich die ewige Treue und die Ehe gelobt

hatten, erschien der Liebste in der Johannismacht vor dem Fenster der Geliebten, um ihr irgend ein naives Ständchen zu bringen, worauf sie antwortete, indem sie einen Ginstersweig auf das Fenstergesims legte, so grün wie der Rasen auf den Hänzen der Vogesen.

Und der arme Fritz mußte sich sagen, daß er zu alt war, um so eine Serenade zu singen, daß er leider schon eine rauhe Kehle und keine heitere Stimme mehr hatte, daß er wohl im Fenster der „Drei Störchen“ kein Ständchen mehr für ihn blühen würde . . .

Er hatte die Augenlider halb geschlossen und gab sich einer Art Schwermut hin, die nur gestört wurde durch das am Rebholz leckende Feuer des Kamins. Plötzlich hörte er Schritte auf der Straße. Er schlug die Augen auf und horchte hinaus. Eine jugendliche Stimme sang ein Lied auf den Ginstern:

Blüht der Ginstern, blüht die Liebe,  
Wo wächst der Zweig mir Armen?  
Daß es doch verfaßt mir bliebe,  
Zweige zu schau'n für and're!

Einmal hatt' ich Glück im Leben,  
Die Sonne schien hernieder.  
Mag der Himmel wieder geben,  
Daß das Herz im Leib sich freut!

Fritz war aufgestanden, von einem seltsamen Gefühl übermannt. Die schlichten Worte drangen ihm ins Herz. Es war ja doch Johannismacht, und so konnte der Unbekannte mit seinem Liebesliedchen kein anderer sein als der Sterbliche, den Gretel mit ihrer Gunst beglückt hatte! Sachte hatte Fritz den Laden gelockert, der von drinnen schloß. Jetzt sah er im Mondschein deutlich einen stattlichen jungen Mann in Försterstracht, mit Samaschen bis über die Waden, einem weichen Hut mit einer Hahnenfeder und übergehängten Gewehr. Fritz hielt den Atem an, als der Unbekannte wieder zu singen begann. Um den Ginstersweig zu suchen, so heißt es jetzt im Liedchen, habe er mehr als einen Umweg machen müssen. Aber in der Stadt habe man ihm gesagt: daß es seinem wehen Herzen leicht wäre, den blühenden Ginstern zu finden . . .

Plötzlich hörte Fritz Schritte über ihm; neugierig, wie das Abenteuer sich entwickeln werde, blies er rasch die kupferne Lampe aus, welche den niederen Raum erleuchtete und

nnis-  
a ihr  
, wo-  
nster-  
grün  
lesen.  
daß  
ngen,  
keine  
hl im  
nder

offen  
die  
bholz  
hörte  
g die  
gend-  
fter:

elt-  
chten  
doch  
nnte  
n als  
bunst  
laden  
ah er  
ngen  
n bis  
einer  
wehr.  
nnte  
fter-  
chen,  
ffen.  
t daß  
blü-

ihm;  
eckeln  
aus,  
und



Als sie das Fenster erreicht hatte, warf sie den Ginsterzweig hinaus.

versteckte sich in einer Ecke. Jetzt sah er Gretel die gewundene Treppe herunterkommen. Das junge Mädchen ging auf den Behen so leicht wie eine Erscheinung. In der Hand hielt sie einen Ginsterzweig. Als sie das Fenster erreicht hatte, warf sie den Ginsterzweig hinaus und stieg schnell die Treppe wieder hinauf. Jetzt wußte der arme Fritz Bescheid. Es war ihm klar, daß Gretel in dieser Johannisnacht mit dem schönen Förster Schwüre der Liebe und der Treue austauschte, und daß seine eigenen schönen Träumen damit zusammenfallen mußten wie die Flügel eines verwundeten Vogels.

Als Gretel verschwunden war, nahm Fritz wieder den Platz am Kamin ein. Dicke Tränen tropften ihm von den Augen, er war durch die rauhe Wirklichkeit brüsk ins Herz getroffen worden. Offenbar machte er sich Vorwürfe, weil er sich durch dieses Mädchen hatte bezaubern lassen. Und zugleich stiegen Gedanken des Hasses und des Bornes in ihm auf gegen den Hönen Förster, der mit dem Ginsterzweig im Dunkel der Nacht verschwunden war. Die Idee, sich zu rächen, kam über ihn. Dabei handelte es sich doch nur um eine unbedeutende Diebelei. Friedrich Keller besaß ein stattliches Gut und rein klingendes Gold, das sich wohl den zwanzig Jahren und dem schmucken Schnurrbart dieses fatalen Försters gegenüberstellen ließ.

Aber während er einschlummerte, flüsterte ihm eine Stimme zu: „Und wärest du auch hundertmal reicher als du bist, Fritz Keller, was könnte hindern, daß du Silberfäden im Bart hast, eingefallene Schläfen, den Augenstern etwas trübe, während der Förster braun war wie die Fittiche eines Raben, ein stolzes scharfes Auge und dazu reicher in seiner Jugend als du mit deinem ganzen Erbe. Hör' also auf die Vernunft! Es ist nur natürlich, wenn Gretel diesen jungen Mann gern hat. Was du also von der Tochter deines Freundes Christian begehren kannst, ist ein Bläßchen in ihrer Hochachtung . . . und das ist gewiß nicht zu verachten!

Ohne Zweifel ließ sich Fritz von dieser kritischen Stimme aus dem Innern überzeugen, denn schließlich war er im Lehnstuhl in tiefen Schlaf versunken.

## III.

Andern Tags gab es in aller Frühe schon viel zu tun in den „Drei Störchen“. Am Buffet, das in geradezu flämischer Sauberkeit erglänzte, schenkten Moser, Frau und Tochter den Fuhrleuten den Weißwein ein, der getrunken wurde, um, wie sie sagten, dem Wagen das Knurren zu vertreiben.

Im Saal ging Keller langsam auf und ab, indem er seine Meerschaumpfeife rauchte und von Zeit zu Zeit einen mächtigen Kerl von Förster betrachtete, denselben vom Abend zuvor, der nur etwas an seinem Äußern verändert hatte, denn an Stelle der Hahnenfeder steckte jetzt ein Ginsterzweiglein.

Blötzlich trat der Förster auf den Wirt zu und redete ihn an.

„Herr Moser,“ sagte er, „ihr kennt den Franz, der zu euch spricht . . . Ihr wißt, daß mein Name so viel ist wie Ehre und Rechtsschaffenheit, Dinge, die wohl nicht Geld aufwiegen, aber immerhin ihren Preis gelten. Darum erlaube ich mir, bei euch gerade heraus, als Ehrenmann, um die Hand eurer Gretel anzuhalten. Wir haben uns bereits das Wort gegeben und in dieser Nacht auf Johanni habe ich von ihrer Hand den Ginsterzweig bekommen, den in unserm schönen Land, ihr wißt wohl, die Braut dem Bräutigam schenkt!“

Gretel war kirschrot geworden. Der Vater schien verblüfft durch die Offenheit, womit ihm die Mitteilung gemacht wurde. Da mischte sich Fritz ein, indem er zum Wirt sprach:

„Mach nur keine Augen wie die Kirchenguhr von Zabern! Dieser brave Bursch gefällt deiner Tochter, ich weiß genug, um es behaupten zu können. Er ist jeden andern Freier wert und dann siehst du ja schon den Ginster an seinem Hut. Als guter Elsfässer bleibt dir nichts anderes übrig, als dein Jawort zu geben!“

„Hm!“ machte Moser. „Aber es muß mir doch wohl erlaubt sein, einige Bedenken sprechen zu lassen. Franz ist ohne Zweifel ein respektabler junger Mann, aber in der Ehe ist es noch nicht alles, wenn man sich gern hat. In unserem Fall bringt aber der Bräutigam nichts mit als sein Herz und einen schönen

Schnurrbart, was mir, offen gestanden, etwas zu wenig erscheint . . .“

„Du irrst dich“, erwiderte Fritz. „Ich habe diese Nacht Franz zum Verwalter meiner Güter ernannt. Ich gebe ihm einen ganz anständigen Lohn. Es ist gut, wenn ich alter Junggeselle mir etwas Ruhe gönne. Und da ich allein stehe auf der Welt, mache ich Franz zu meinem Universalerben . . . Du siehst, mein lieber Christian, Franz ist eigentlich reicher als du! Nur möchte ich zwei Bedingungen erfüllt wissen: Ich will dem ersten Kinde Bate sein und dann gibt mir Franz den Ginster, den er in dieser Johannisnacht bekommen hat.“

„Den sollt ihr haben, Herr Keller,“ sagte der Förster, der sich nicht mehr kannte vor Freude.

„Und ich,“ fügte Gretel hinzu, indem es dem Junggesellen an den Hals sprang, „ich will euch dafür umarmen, aber nicht wie ihr's verdient!“

„Und jetzt, Christian,“ machte Fritz mit einer Stimme, deren Ton fest erscheinen sollte, „jetzt wird die Sache mit deinem alten Rohan begossen!“

Der Wirt hatte den Wein eingeschenkt, nahm ein Kristallglas in die Hand und stieß an: „Auf die Johannisnacht!“

Wie seltsam es war! . . . Eine Träne stahl sich unter dem Augenlid hervor, die letzte, die er vergoß über seine arme Liebe, die er nunmehr im Innersten seines Herzens verbarg.

Der Braut war die Bewegung nicht entgangen. „Was ist euch, Fritz? Man könnte glauben, ihr weint!“

„Gib nicht drauf acht!“ antwortete er. „Ich weine wohl, es ist wahr, aber . . . es ist . . . vor Freude!“ A. Faure.

## Unter Menschenfressern.

### 1.

„Er schläft, Freunde,“ sagte ganz leise der dicke S h o k a r, indem er mit dem Finger auf den Mann zeigte, welcher mit hinaufgezogenen Beinen außerhalb des Lichtkreises lag . . . „Ich hab' schon lange gesehen, wie sich der Kopf auf den Bart neigt.“

„Mein Bruder,“ verbesserte ihn der schliefende S u n u p a s i, den Mann, aber über die Nase weg, betrachtend, „er ist erwacht; eben hab' ich gesehen, wie er mit dem Daumen eine Mücke zerdrückte.“

„Er hat getöbet?“ rief ein dritter stirnrunzelnd. „Dann gehört er nicht zu meiner Kaste. Ich bin ein J a i n und töte kein lebendes Wesen.“

„Sag' lieber, er ist nicht von unjerer Kaste,“ warf der bengalische S o w a r ein, der unter seinem buschigen Schnurrbart seine weißen Zähne zeigte. „Auch wir respektieren das Menschenleben, außer im Falle berechtigter Verteidigung . . .“

Und er zerdrückte mit dem Absatz seines schweren Reiterstiefels eine Motte, welche um ihn herum geschwärmt war.

„Unnützlich darüber zu streiten,“ entschied mit ernster Miene ein P a n d i t von der Kaste der Brahmanen. „Es handelt sich darum, zu wissen, ob er schläft oder ob er wach ist, das heißt, ob er gehört hat oder nicht, was wir erzählt haben, das heißt, ob er uns selber was erzählen oder still bleiben wird.“

Sie hatten sich alle in einem „Serail“ getroffen, einem Gasthaus für die Karawanen an der Heerstraße, die, viele hundert Meilen weit, nach Delhi führt. Es waren Leute aus allen Schichten und von allen Berufen, von allen vier Enden Indiens hier zusammengekommen! Händler aus Srinagar, Erzgießer aus Bannarès, Wechseler aus Marwar und Beamte der verschiedenen Provinzen, die auf dem Weg zu ihrer Station oder zu ihrer Familie waren. Von Peshawar nach Comorin, von Kurrachee bis Rangoon führten alle Wege über Delhi, und alle Nebenstraßen mündeten in die Hauptstraße.

Der Serail war auch voll besetzt an diesem Abend. Der orientalischen Sitte entsprechend, hockten die Reisenden auf ihren Matten, schmauchten die „Gula“ und horchten auf die wunderbaren Geschichten von Abenteuern, welche der Reihe nach erzählt wurden.

Ein junger Sikh, der sich etwas abseits von der Gruppe hielt, weil er den Tabak nicht vertrug, ließ das Blut in den Adern gerinnen, indem er von den Kämpfen und Menschenjagden in Arrakan, in Birmanien erzählte.

Ein Graubart mit einem Gesicht wie aus Pergament und schläfrigem Auge erklärte, indem er seine Worte mit Gebärden unterstrich, den Kult des Teufelstanzes in den Höhlen von Travancor. Ein Parsi, wohlbeleibt und wortreich, mit langem Spizhut und einem bis an den Hals zugeknöpften Gewand, erzählte von Dieben, die ihn in Poona-Ghat betrunken gemacht hatten, um ihm dann die ganze Baarschaft zu stehlen. Und so folgten sich ohne Unterbrechung dramatische Episoden, bekräftigt mit Gebärden und Geschrei, wobei es sich keiner unterfang, das Erzählte in Zweifel zu ziehen.

In einer Ecke des Saales, außerhalb des Lichtkreises, saß unbeweglich und schweigend ein Greis. Er hatte noch kein Wort gesagt, kein Zeichen mit der Hand gemacht, während die übrigen mit erhobener Stimme Erzählungen begannen oder beendeten. Er trug eine graue Tunika, die ihm bis über die Knie herunterfiel und eine lange weiße Hose. Der Turban aus dunkler Surrha, Seide und Baumwolle, verbarg fast ganz das gebleichte Haar. Neben seiner Matte standen gewöhnliche, wertlose, abgenutzte Schuhe. Gewand und Äußeres würden nicht genügen, um die andern Reisenden Raste und Beruf erraten zu lassen. Er hatte sich so wenig an der Unterhaltung beteiligt, daß man nicht einmal wußte, ob er zugehört hatte. Da diese Interesslosigkeit gegen die Gewohnheit im Serail war, wunderte man sich darüber. Aus diesem Grunde wohl trat jetzt einer der andern auf ihn zu, um ihn nach dem üblichen Gruß also anzureden:

„Du wärest also allein mein Bruder, der uns in dieser langen Nacht nichts zu erzählen hätte? Dir ist doch bekannt, daß man sich an der Unterhaltung beteiligen soll!“

Der Angeredete schlug die Augen auf, als erwachte er aus einem Traum. Als er sah, wie aller Augen auf ihn gerichtet waren, hob er den Kopf und sagte mit sanfter Stimme:

„Ihr irrt, meine Freunde. ich habe wohl zugehört, wenn auch meine Lider geschlossen waren. Ich habe zugehört und habe nicht gesprochen, weil ich nichts zu sagen hatte, das sich mit euren spannenden Geschichten vergleichen ließe.“

„Deine Worte sind süß wie Honig,“ sagte der andere wieder. „Sie beweisen, daß, was in deinem Herzen ist, einen Rosenkranz von Perlen gleicht. Fange nur an, und beim Sara sati, ich versichere dir, es wird schöner sein als alles, was hier erzählt wurde!“

Ein leises Lächeln glitt über die Züge des Alten bei dieser Schmeichelei und ein Blitz zuckte in seinen Augen. Langsam verschwand er wieder und man sah nur noch düstere, vernarbte Wangen.

„Es ist Tatsache, Bruder,“ also begann er, „daß das Schicksal mich schwer bedrückt hat und diese Narben, die Überbleibsel meiner Wunden, würden mich Lüge strafen, wollte ich dieses Lob annehmen.“

Einen Augenblick hielt er inne, wie um seine Erinnerungen zu sammeln. Dann machte er den Reisenden ein Zeichen, sie möchten näher zu ihm herankommen.

„Jawohl, ich töte,“ hub er an. „Ich gebe den Tod, aber nur den wilden Tieren, den Bestien, die den Menschen Gefahr bringen und . . .“

„Ein Shikari!“ rief der Jain aus, indem er aufsprang, denn er verurteilte jeden, der tötete.

„Ich leugne es nicht, Freund. Ich habe getötet . . . zum letztenmal . . . es ist schon lange her . . ., aber dies interessiert euch nicht.“

Und er blickte verträumt über die Köpfe der Zuhörer weg, die sich um ihn scharten. Sein Gesicht zuckte konvulsivisch, krampfhaft. Seine Hand legte sich mit weinlicher Bewegung auf den Schenkel in der Leistengegend, wie wenn ihn ein furchtbarer Schmerz plötzlich befallen hätte.

„Verzeiht diesen Anfall, Freunde, aber ich fühle es, als wär's gestern erst gewesen. Und doch sind seither vierzig Jahre verfloßen, noch mehr! Doch möchte ich eure Geduld nicht auf die Probe stellen. Höret also zu!“

Er hatte den Oberkörper aufgerichtet und drückte, während er die Zähne zusammenbiß, mit den Händen bald das Knie, bald das Bein. Seine Lippen bewegten sich, wie um die Erzählung fortzusetzen, dann streckte er schweigend das linke Bein aus, das er bis dahin eingezogen hatte und stülpte die Hose hinauf. Im Halbdunkel sah man eine rote Ritze vom

Schenkel über das Bein bis zum Knöchel laufen, eine häßliche offene Wunde über ein Zentimeter tief.

Der Jain fuhr zurück mit einem Ausruf des Schreckens. Dann hatte er sich gebückt, um die schreckliche Fleischwunde besser zu sehen.

„Aber das ist ja keine Narbe!“ sagte er zurückerschreckend.

„Sie wird sich nie schließen, Freund,“ bekräftigte der Sihari mit einem Ton, der durch die Zähne pfliff. „Sie rührt von einer giftigen Tabe her, die sie vor vierzig Jahren gerissen hat. Zweimal habe ich versucht, sie mit Schwefel und Kupfervitriol zu waschen, um den Brand fern zu halten, aber greifen wir nicht vor . . .“

Wißt denn, meine Freunde, daß ich Sihari wurde, als mir die ersten Haare auf der Lippe sproßten und auf meinen Armen die Muskeln sich zeigten. Man sagte, ich sei beherzt, aber ich war bloß mutig, wie man es sein soll, wenn man jung ist und ich brauchte nicht stolz darauf zu sein, denn das ist ja ein Geschenk der Götter . . .“

Er sprach schnell, wie um über die Vorrede möglichst bald weg zu kommen.

„Die Sahibs liebten die Jagd zu jener Zeit,“ fuhr er fort, „ich rede von der Zeit der Bahaduren. Sie blieben lange im Land und scheuten die großen Treibjagden nicht. Man jagte damals nicht, um aus den Pelzen Geld zu machen und sich dann zurückzuziehen. Damals gebrauchten mich die Sahibs gern, um Tiger, Leoparden oder Wildschweine aufzuspüren, die sie dann selber verfolgten, um ihre Abenteuer zu vermehren. Ich durchlief das Land Tag und Nacht. Bald fand ich in einem Dorfe eine erlegte Büffelkuh, bald die Spuren eines Raubtieres bei den Nesten einer zerrissenen Hirschkuh. Manchmal überfiel mich die Nacht in der Dschungel, wo ich nichts hatte als einen Baumast, um auszuruhen und einige Datteln, um den Hunger zu stillen.“

So ging die Zeit dahin, Tag für Tag, ich kannte weder Haus noch Herd. Dabei hatte ich mich nicht zu beklagen. Ich habe in der Dschungel seltsame Dinge gesehen, ich weiß, wie die Tiere unter sich leben, fühlen und sich unterhalten, absolut wie die Menschen, denn

sie haben eine Sprache, wie . . . Aber davon will ich euch jetzt nicht reden . . .

Seit einigen Tagen war mir nichts mehr geglückt. Da war ich entschlossen, koste es, was es wolle, den mir gewordenen Auftrag auszuführen; ich sollte einen Tiger von mindestens zehn Fuß Länge aufspüren, um mir meinen Monatslohn zu verdienen. In dieser Absicht brach ich am Morgen nach der Dschungel auf. Ich hatte eine Doppelflinte. Es war das Geschenk eines Sahibs, der mich fünf Jahre in seinem Dienst behalten hatte, um dann in sein Land, zu seiner Frau zurückzukehren. Ein Pulverhorn, eine Tasche mit Kugeln und Patronen vervollständigte die Ausstattung. Ich brauchte nicht selber zu schießen. Das besorgten schon die Sahibs. Meine Waffe sollte lediglich zur Verteidigung dienen, für den Fall, daß ich mich zu weit vorwagte oder daß ich zuerst vom Tier bemerkt wurde.

Nach einer halben Stunde unterwegs, da ich noch einen Büffelschrei („gao-cosi“) von der Dschungel entfernt war, traf ich auf eine kleine Büffelherde; es waren ihrer dreißig, sechsundzwanzig Kühe, vier Stiere, die man zur Weide führte. Ich kannte den Treiber, mit dem ich gelegentlich meiner Unternehmungen schon Worte gewechselt hatte. Ich ging an seiner Seite. Wir sprachen von allerlei gleichgiltigen Dingen, von der Milch dieser und jener Kuh, vom Kälbchen, das eine andere werfen würde, vom störrischen Stier und ähnlichen unwichtigen Sachen. Ich hörte nur zerstreut hin; er merkte dies und suchte wohl meine Aufmerksamkeit durch eine interessantere Erzählung zu verdienen.

„Heute morgen,“ sagte er, „blies der Südwind von der Dschungel her. Als wir uns just einem kleinen Wasserlauf näherten, den wir an einer Furt überschreiten mußten, gaben die Kühe plötzlich Zeichen von Angst und waren nahe daran, davon zu laufen, während die Stiere die von der Dschungel kommende Brise schnupperten und sich, mit abwärtsgerichteten Hörnern, in Postur stellten, um gegen einen Feind anzurennen.“

Der Treiber versicherte mir, er habe die Stelle nach unten und oben abgesehen, ohne Verdächtiges zu bemerken.

Ich hörte ihm zu, ohne meine Ungeduld zu



verraten. Ich wollte ihm nicht sagen, was mich meine Erfahrung mit der Dschungel daraus schließen ließ. Es konnte ja doch auch nichts sein, und ohne Not wollte ich ihm nicht bange machen. Ich verharrte also im Schweigen, bis wir am Eingang der Dschungel standen.

„Was du mir da erzählst, mein Freund,“ sagte ich ihm, als ich von ihm fortging, „hat wohl für dich nichts zu bedeuten und betrifft nur deine Herde. Wenn du aber an diesen Ort in der Nähe der Dschungel zurückkommst, so klettere unverzüglich auf den nächsten Baum, falls du wieder die Erregung deiner Tiere merkst; diese überlässest du dann ihrem Schicksal!“

Daraufhin setzte ich meinen Weg allein fort. Die Dschungel war nicht mehr weit. Rechts floß der schmale Wasserlauf, den der Treiber weiter oben überschritten hatte. Unnützlich zu sagen, daß ich am Ufer entlang ging. Ich mußte wohl, daß es in der Nähe von Wasser immer gefährlich ist, in die Dschungel einzubringen, wo man keine drei Schritte mehr vor sich sehen kann. Denn die Raubtiere kommen zur Tränke und so läuft man Gefahr, überfallen zu werden. Am Ufer stehen Bäume, die man im Notfall besteigen kann und außerdem trägt die Wasseroberfläche das Geräusch des Gebrülls weit fort. Doch interessieren diese Einzelheiten aus dem Leben der Dschungel nur die Jäger.

Ich ging Schritt vor Schritt, den Blick gesenkt, ohne auf eine Spur zu stoßen. Ich schloß daraus, daß die Tiere der Herde sich umsonst geängstigt hatten, oder daß das Raubtier, das sie ahnten, sein Versteck nicht verlassen hatte. Meiner Lage sicher, entnahm ich dem Gürtel, da ich den Hunger spürte, einige „Chappaties“, ließ mich nieder, um in aller Ruhe zu essen.

Ich war eben damit fertig und im Begriff ans Wasser zu gehen, um zu trinken, als ich einen seltsamen dumpfen Ton hörte. Ich drehte das Ohr nach dem Wind und horchte. Aber ich hörte absolut nichts. Ich dachte, es sei nichts gewesen und bückte mich übers Wasser. Im Augenblick, da ich den Wasserspiegel mit dem Kinn berührte, hörte ich den Ton wieder, deutlicher diesmal.

Um mir darüber klar zu werden, legte ich

das Ohr auf den Wasserspiegel und verdoppelte, meine Aufmerksamkeit. Es war ein fortgesetztes Gestampfe, zuerst ganz ungenau, nach und nach aber so stark, daß das Echo des wilden Laufs durch den Wasserspiegel fortgetragen werden konnte. Einige Minuten später beachtete ich, wie das Geräusch, das Wasser und Erde vibrieren machte, auf mich zukam.

Ich erhob mich, griff nach der Flinte und bereitete mich auf die Gefahr vor. Das Geräusch war schon merklicher geworden. Jetzt war es ein Wutgebrüll, kurz und dumpf, unterbrochen durch wildes Muthgeschrei, welches die Angst erzeugt.

Plötzlich stieß eine schwarze Masse, so dicht wie eine schwarze düstere Wolke, ungefähr fünfhundert Schritte von meiner Rechten, aus der Dschungel hervor und warf sich ins Wasser.

Ich erkannte eine Büffelherde.

Wie der Wirbelwind durchschnitten sie das Wasser, um, von Angst gepeitscht, das andere Ufer zu gewinnen, wo sie in voller Wut, den Schwanz in der Höhe, querselbein rasten.

Während sie schwammen, hatte ich sie gezählt. Es waren ihrer neunundzwanzig, vier Stiere und fünfundzwanzig Kühe. Von der Herde, die ich am Morgen gesehen, fehlte also eine Kuh und der Treiber. Ich konnte mir denken, was aus ihnen geworden war. Nur verstümmelten Leichen lagen ohne Zweifel in der Dschungel. Das Unglück war geschehen, eine fatale Sache.

Für mich bestand vorläufig keine Gefahr. Um sich an dem Menschen und dem Büffel zu weiden, in der Nähe des Wassers zur Tränke, wick der Angreifer, wer es auch sein mochte, nicht von der Stelle vor Verlauf einer Woche. Er fraß daran jeden Tag. Die wilden Tiere haben diese Gewohnheit. Ich konnte also die Spur fixieren und zu den Sahibs zurückkehren, um sie darauf aufmerksam zu machen.

Aber ein Hindernis bestand immerhin. Wenn ich die Dschungel betrat, wo sich zufällig der Feind aufhielt, konnte er über mich herfallen, wie über ein Schaf. Ich kletterte darum nach kurzem Besinnen auf einen Baum, um die Gegend auszukundschaften. Das Tier mußte zur Tränke kommen und konnte meinen Blicken also nicht entgehen.

Unbeweglich saß ich auf dem Baum zwei Stunden lang, den Blick auf das Wasser gerichtet. Aber nichts Lebendiges zeigte sich, nicht einmal ein Eichhörnchen. Schließlich gewahrte ich am Horizont eine große unförmliche Wolke. Nach und nach wurde sie größer, bis ich eine Schaar Geier vor mir sah. Sie zogen weite Kreise im Flug und kamen näher und näher; seltsam erschien es mir, daß keiner dieser Vögel sich niederließ.

Über eine Stunde behielt ich sie im Auge. Endlich kreisten sie just über der Mitte der Dschungel, ungefähr fünfhundert Meter von mir entfernt. Ihre Kreise ziehend, kamen sie herab bis zu den Wipfeln der Bäume. Dann verschwand plötzlich einer der größten in der Dschungel, indem er ein rauhes Geträusch hören ließ und ihm folgten alsbald die andern.

Ich wußte nicht, wie ich mir diese Erscheinung erklären sollte. Aber das eine schien mir sicher: wenn die Geier nun nicht mehr fürchteten, hernieder zu steigen, während sie kurz zuvor noch davor zurückschreckten, mußte die Gefahr vorüber sein. So raisonnierte ich. Und das erste mal im Leben täuschte ich mich. Jedem passiert das einmal und ich hatte Eile, meinen Monatslohn zu verdienen.

Ich ließ mich also vom Baum hinunter gleiten und schlich vorsichtig der bewußten Stelle zu. Zum Glück war der Dschungel gut beizukommen, das Gras stand nicht hoch an dieser Stelle. Sachte ging ich vorwärts, dichtes Gebüsch vermeidend, worin sich der Feind verbergen konnte und nach jedem Schritt hielt ich inne, um nach dem Geschrei der Nasgeier zu horchen, das mich leitete.

Der Flügelschlag und das rauhe Geschrei wurden immer vernehmlicher. Ermutigt durch die Beobachtung, daß diese Raubvögel ja noch auf dem Boden waren, beeilte ich den Schritt und brachte die Flinte in Anschlag. Einige Minuten später konnte ich durch weniger dichtes Gebüsch hindurch und kam auf einen freien Platz, den Bäume in unregelmäßigen Zwischenräumen umstanden. In der Mitte lag eine formlose Masse, ganz und gar von den Nasgeiern bedeckt, die sich um den Raub stritten und diesen mit Schnabel und Krallen zerfleischten. Andere Geier, die sich bereits gesättigt oder noch den Rest ihrer Beute zu

verzehren hatten, saßen auf den Bäumen ringsum.

Da hielt, wie mit einem Ruck, alles inne mit der furchtbaren Beschäftigung, die Geier stießen einen durchdringenden Schrei aus, um die andern zu warnen und schlugen mit den Fittichen.

Sw-ish-sh! sw-ish-sh-sh! sw-ish-sh-sh! Wie eine Wolke ging der Flug der verängstigten Geier in die Höhe. Unten lag das Gerippe eines Büffels, ein kahl abgenagtes Skelett, nichts weiter mehr als Knochen und Hufe. Ich besah mir dieses düstere Schauspiel als...

Hier machte der Erzähler plötzlich Halt. Nach vierzig Jahren noch empfand er am ganzen Körper die Schmerzen, die er hatte erleiden müssen. Die Hand krampfte sich nervös auf dem Schenkel zusammen. Seine Kniee schlugen gegeneinander... Erst nachdem der Krampf vorbei war, nahm er langsam, ein bitteres Nücheln auf den Rippen, den Faden wieder auf:

„Ich mußte nicht bei Sinnen gewesen sein, als ich glaubte, wenn die Nasgeier vor dem Feind die Flucht nehmen könnten, würde ich das auch können. Ich vergaß, daß sie Flügel hatten. Was nun kam, ist in meiner Vorstellung immer nur unklar geblieben. Was ich noch weiß, ist ein furchtbares Wutgebrüll, das ganz in meiner Nähe ertönte. Ich drehte mich um, die Flinte im Arm. Ein dumpfes Knurren, gefolgt von einem neuen Gebrüll. Eine gelbe Masse ging vor mir in die Höhe und brach über mir zusammen. Mir summten schrecklich die Ohren, noch zehn Schritte weiter und ich schlug mit dem Kopf hart gegen den Boden. Jetzt verlor ich das Bewußtsein...

Als ich wieder zur Besinnung kam, war es mir, als hätte ich geträumt oder vielmehr Alptrüben gehabt. Ich empfand einen heftigen Schmerz im rechten Schenkel und ein immer stärkeres Brummen im Kopf. Dazu kam, daß mich Hände und Füße brannten, wie von Biß- und Kratzwunden. Ohne Unterlaß erschien es mir, ich fielen, ohne daß ich aber jemals den Boden berührte.

Als ich so langsam wieder zu mir gekommen war, tat ich endlich die Augen auf. Da sah ich etwas Sonderbares, was mir unbegreiflich war.

Mit dem Gesicht berührte ich fast den Boden und doch entschwand mir dieser immer mit schwindelnder Schnelligkeit. Ich hob den Kopf etwas und sah eine mächtige Masse sich bewegen, mit schwarzen und gelben Streifen, auf eilenden Füßen, nur einen Schritt von mir und dahinter einen langen Schweif, steif nach oben gebogen. Zugleich blieben meine Hände und Füße an Disteln und Dornen hängen. Ich wurde fortgeschleppt, ohne daß ich's hindern konnte.

Ich begriff endlich. Ich wurde fortgeschleift. Ich war zwischen den Zähnen eines Tigers...

## II.

Das Tier hatte mich mit den Zähnen am Schenkel gepackt und schleifte mich über den Boden hin, wie eine Katze die Maus.

Als ich mir über meine Situation klar war, fiel ich vor Schrecken in Ohnmacht. Jeder an meiner Stelle, meine Brüder, selbst der mutigste und stärkste, wäre dem Schrecken unterlegen, wenn er sich im Rachen eines Tigers gesehen hätte und er hätte die Besinnung verloren wie ich. Dabei war dies meine Rettung, denn hätte ich einen Schrei, einen Seufzer ausgestoßen, so hätte ich mich verraten. Der Tiger mußte mich für tot halten und also für unnütz erachten, mir den Rest zu geben.

Wie lang dies dauerte — ich weiß es nicht. Ich habe noch dunkel in der Erinnerung, als sei ich wie ein Sack auf den Boden geworfen worden. Wahrscheinlich blieb ich lange wie tot liegen. Das erste Zeichen, daß ich zum Leben zurückkehrte, war der gesteigerte Schmerz in allen Gliedern. Mein Kopf schien in Stücke zu gehen und in den Ohren brummte es unaussetzlich, noch heftiger als zuvor. Zugleich marterte mich ein namenloser stechender Schmerz in der Leistengegend. Ich mußte den Verstand verlieren! Auch wenn ich heute wieder daran denke, meine Freunde, krampft sich mir die Kinnlade wie in einem Schraubstock... Die Ursache dieser Pein war mir bald klar. Das Tier hatte mir die Zähne so tief eingeschlagen, daß ich mich nicht losmachen konnte. Indessen konnte ich mich vergewissern, daß

ich in einer Erdenhöhlung lag und darum herum kleine Sandhügel. Es war dies nur eine flüchtige Orientierung, da...

Ein leises Schnarchen, ein heißer Atem wurden hörbar. Ich wagte mich nicht zu rühren, nicht einmal die Augen zu öffnen. Ich war wie tot, leblos, und hielt den Atem an, aus Angst, das Heben und Senken der Brust würde den Verdacht des Ungeheuers erregen.

Ich wußte, daß der Tiger ganz in der Nähe war, aber wo? War er in der Nähe, um mich zu überwachen, indem er mich unter den Krallen hielt, wie die Katze die Maus? Der Schmerz, der mir durch die Hüfte stach und meine Kräfte nach und nach schwächte, war derart, daß ich mich sterben fühlte. Dann aber stieg langsam, wie im Traum, ein Zweifel in mir auf. Warum hatte mich das Tier denn nicht in Stücke gerissen? Eine geraume Zeit war vergangen, Stunden vielleicht, seit dem Augenblick, da ich zu Boden geschleudert worden war; warum also zögerte der Tiger, seinen Hunger und seinen Blutdurst an mir zu stillen, was doch so natürlich war?

Ich dachte nach — etwas anderes konnte ich nicht tun, aber es war mir unmöglich, eine Erklärung zu suchen. Es war mehr die beängstigende Bestürzung dessen, der sich schon dem Tod ausgeliefert sieht und nun nach dem letzten Mittel greift, um sich das Leben zu retten. In diesen Augenblicken vereinigte sich meine Erfahrung mit meiner Kenntnis der Dschungel in diesem einzigen Gedanken.

Nach und nach war es mir möglich, wieder Folgerungen zu ziehen. Der Tiger hatte sich wohl am Büffel vollgefressen und war in dem Moment zur Tränke gegangen, in welchem die Nasgeier mich in Sicherheit gewiegt hatten. Auf dem Rückweg hatte er mich entdeckt, in einem Satz zusammengeschnitten und dann fortgeschleppt. Jetzt war er gesättigt und hatte kein Bedürfnis mehr zu fressen vor Sonnenuntergang. Er konnte warten, er hielt mich ja für tot!

Eine Idee fuhr mir da wie ein Blitz durch den Kopf. Ich kannte ja die Gewohnheiten der Raubtiere. Vielleicht gab es noch einen Ausweg zur Rettung.

Ich raffte alle meine Kräfte zusammen und

strenge mein Gehör an, mit gespannten Nerven. Ein neues Schnarchen...

Ein leises Geräusch, regelmäßig, wie die Bewegung des Atems, auf und ab. Ich zählte die Schläge meines Herzens. Sechs, drei auf, drei ab.

Ich verstand: der Tiger schlief!

Aber wo? Ich wagte mich nicht zu erheben, denn die Tiere der Dschungel haben einen leichten Schlaf, der Fall eines Blattes kann sie aufwecken. Ich hätte nicht gespannter horehen können. Nach und nach gewöhnte ich mich an die Regelmäßigkeit des Geräusches. Es schien von den Füßen her zu kommen. Ich lag auf der linken Seite, die Arme über dem Kopf, die Beine halb aufgezogen; so hatte mich das Ungeheuer hingeworfen. Ich sah nach den Füßen, aber ich bemerkte nichts. Dann drehte ich langsam, vorsichtig den Kopf und hob ihn ganz sachte, derart, daß ich noch immer unbeweglich erscheinen konnte, wenn etwa das Tier unversehens aufwachte.

Ein rascher Blick und ich gewahrte das Tier, das zu meinen Füßen, aber einen Schritt weit entfernt lag, auf der rechten Seite, den gewaltigen Kopf auf den zusammengelegten Vorderbeinen. Das war alles, was ich unterscheiden konnte. Ich hatte Angst, meine Untersuchung weiter zu treiben.

Ich schloß die Augen wieder, stellte mich aufs neue unbeweglich, wobei ich in Gedanken fortgesetzt arbeitete, so lange mir Zeit verblieb. Hätte ich etwa riskiert, aufzuspringen und die Flucht zu nehmen, hätte mich das Tier im Nu eingeholt. Allerdings hatte ich zu meiner Linken einen Baum ausfindig gemacht, drei Schritte von meinem Kopf entfernt. Aber ich konnte mich nicht vergewissern, ob er Äste so tief hatte, daß es mir möglich war, schnell genug hinauf zu klettern. Nein, ich mußte mir anderes erdenken, was eine bessere Garantie war, aber dann unverzüglich.

Die Anstrengungen, die ich machen mußte, um den Hals in einer so wenig natürlichen Stellung zu behalten, hatte die Kräfte meines ohnehin schon schwer mitgenommenen Körpers erschöpft. Ich war genötigt, meinen Kopf zu beugen, um ihn auf den Arm niederzulegen. Noch einen Blick, bevor ich die Augen

wieder zu schließen, um meinen Geist zu sammeln, und...

Aber was war das? Dort hinter dem Baumstamm? Hinter dem Tier pendelte ganz deutlich für mich ein Fetzen grauen Stoffs herunter, ungefähr fünf bis sechs Fuß über dem Boden... Was war das? Noch kurz zuvor hatte ich nichts bemerkt. Aber jetzt sah ich's immer deutlicher. Was konnte es nur sein?

Langsam, unbemerkt lehnte ich den Kopf zurück. Dann blickte ich rasch hinauf und — mußte an mich halten, um nicht aufzuschreien...

Dort stand ein Mann aufrecht auf einem Ast, etwa vier Meter vom Boden und hielt sich an einem andern Ast fest, ein Meter über ihm. Der graue Stoff war sein aufgerollter Turban. Diesen hatte er um die Äste unter und über ihm geschlungen, um einen bessern Halt zu haben.

Ich erkannte sofort den Viehtreiber. Aber wie war er da hinauf gekommen? Doch greifen wir nicht vor!

Sollte ich's wagen? Ein verzweifelter Sprung konnte mir Leben oder Tod bedeuten. Nein, ich wollte noch warten. So wie ich da lag, konnte ich diese Anstrengung nicht wagen. Ihr versteht wohl meine Lage, Brüder, auf der linken Seite ausgestreckt, die Arme über dem Kopf, die Beine halb an mich gezogen. Einen Schritt unten an mir schlief der Tiger, bei meinen Füßen. Hinter meinem Kopf, auf drei Schritt Entfernung, stand der Baum...

Wenn ich jetzt aufsprang, konnte ich am Baum höchstens ein bis zwei Fuß hoch kommen, bevor das Tier aufwachte, um sich auf mich zu stürzen und mich auch sicher zu ergreifen. Es mußte also auf andere Art versucht werden. Ich sage euch das in vielen Worten, aber, meine Freunde, ihr kennt nicht die Schrecken der Dschungel.

Ich preßte die Knie aufeinander, damit mein Atem nicht hörbar wurde und begann die Beine zu rühren, jeden Augenblick innehaltend, aus Angst, es möchte der Sand knistern und den Tiger aufwecken. Da hörte ich ein Knacken von Gliedern — die furchtbaren Pranken reckten und streckten sich auf dem Boden aus. Ich wurde steif wie ein

Stück Holz... Das Tier hatte sich im Schlaf auf die andere Seite gelegt.

Langsam, sachte bewegten sich meine Knie, der linke Arm näherte sich dem Kinn in einer Bewegung, wie die der Schlange, die sich zusammenrollt, bis die Hand mit der Fläche den Boden berührte. Mit zusammengepreßten Zähnen, den Hals noch mehr gereckt, hob ich den Kopf mit dem Arm. Meine rechte Ferse stieß den linken Schenkel rasch zurück, die Muskeln waren aufs höchste gespannt, ich holte stark Atem und ganz sachte, fast ohne mich zu rühren, ohne recht selber zu wissen, was ich gemacht hatte — stand ich aufrecht auf den Füßen. Mit angstvollen Augen betrachtete ich das Tier zu meinen Füßen.

Ich konnte einen Schritt machen, nur einen, denn die Berührung meines Fußes mit den Boden mußte naturgemäß ein größeres Geräusch machen als das Fallen eines Blattes, was schon das Ungeheuer aufwecken konnte... Der zweite Schritt — unmöglich, ich durfte einen zweiten Schritt nicht riskieren! Und ich mußte drei Schritte machen! Drei Schritte bedeuteten die Distanz zwischen Leben und Tod und wenn es der Tod war, so war es der furchtbarste...

Drei Schritte konnten mich retten, wenn der Tiger nicht vorher erwachte, drei Schritte trennten mich von meiner Rettung. Der Baum war dick, mit einem Durchmesser von wohl zwei Fuß. Er war meine einzige Rettung. Götter, steht mir bei! Verleiht meinen todmüden Gliedern und meinen starren Armen Kraft! Schlagt den Feind mit Blindheit, wenn auch nur für zwei Sekunden, damit er mich nicht sehen kann! Götter, ich sehe zu euch!

Ich machte die Schritte, wie die Kinder der Sahibs in der Schule... Ein Schritt, zwei, drei... Mein Gebet wurde erhört. Dann ein Sprung, ein einziger, mächtiger verzweifelter Sprung und ich fiel hinter den Baum... Es ging auf Leben und Tod, ich griff nach dem herabhängenden Stoff.

„Achtung, Bruder!“ rief der Treiber, indem er mich hinaufzog.

Zuerst geblendet durch den Sandstaub, der durch meine raschen Bewegungen aufgewirbelt wurde, hatte sich der Tiger, heulend vor Wut,

aufgerichtet. Er warf einen furchtbaren Blick um sich, bis er mich entdeckte. Meine Bewegungen während des Kletterns hatten mich verraten. Es galt sieben, acht, neun Fuß hoch zu steigen.

„Achtung, Bruder, zieh die Beine ein! Der Tiger springt am Stamm heraus!“

Er sprang in der Tat. Ich hatte die Beine an mich gezogen, mit den Fußsohlen hielt ich mich am Stamm, die Knie standen weit davon ab, in einer Höhe von neun Fuß. Ein unbeschreibliches Gebrüll ertönte. Eine dunkle Masse glitt an mir vorbei — und sofort fühlte ich einen stechenden Schmerz vom linken Knie bis zum Knöchel.

Dann ein dumpfes Geräusch unter mir — der Tiger war zurückgefallen. In meiner Angst zog ich mich weiter hinauf, zehn, elf Fuß. Noch ein Ruck und ich konnte mich am rettenden Ast halten.

Ein neues Wutgeheul durchschnitt die Luft. Ich klammerte mich mit beiden Händen an den Ast, jetzt faßte mich eine robuste Hand am Arm. Ich war gerettet, zwei Finger breit vom Tod errettet! Das wutschnaubende Tier stieß im Sprung wiederholt gegen meine Fersen. Ein oder zwei Fuß tiefer und ich wäre rettungslos das Opfer dieser furchtbaren Kinnbacken geworden.

„Haltet mich, es wird mir übel!...“

Das war alles, was ich noch sagen konnte. Alles schien mit mir im Kreis sich zu drehen, in einen Nebel, der immer düsterer wurde.

Aber es war nicht wegen der übermenschlichen Anstrengung und der namenlosen Angst; es war das Blut, das in Strömen aus der häßlichen Wunde quoll. Die Krallen des Tigers hatte mir das Bein aufgerissen, eine tiefe, blutende Furche, eine schreckliche Wunde. Der Treiber band mir den Turban um das Bein, damit der Blutfluß möglichst gestillt wurde und befestigte mich am Ast, auf dem ich saß.

Und der Tiger? Was tat er? Was wilde Tiere tun in solchem Fall. Bald kratzte er den Boden auf vor Wut, bald stellte er sich auf die Hinterbeine, brüllend und wieder springend. Schließlich begnügte er sich in seiner Ohnmacht damit, die Blutlache am Fuß des Baumes aufzulecken, von Zeit zu Zeit

gerige Augen zu mir erhebend, die nach mehr verlangten. Habt ihr, meine Freunde, jemals von diesen Menschenfressern gehört? Wenn sie einmal Menschenblut geleckt haben, liegen sie monatelang vor der Stadt. Ihr begreift unsere Angst, als wir sahen, wie das Tier hungrig und durstig da bleiben zu wollen schien.

„Mut, Bruder!“ sagte jetzt der Treiber, den ich in meiner Bewußtlosigkeit kaum verstand. „Sie kommen mir zu Hilfe, sie können nicht mehr weit sein!“

„Sie? Wer? Wo? Wie?“ brachte ich heraus, „wer weiß denn, daß wir in Gefahr sind?“

„Wer? Ei, die Büffel! Sie müssen schon lange im Dorf sein, ihre Rückkehr aber hat sicher die Bewohner allarmiert, die über das Schicksal der einen Kuh und über das meinige nicht im Zweifel sein können. Unsere Retter werden die Spuren finden.“

Das dünkte mich eine schwache Hoffnung. Das Dorf lag zwölf Kilometer entfernt. Aber die Sonne war noch nicht am Untergehen, die Zeit konnte noch benützt werden. Wir warteten also. Der Tiger auch. Eine Stunde verstrich. Schon stand die Sonne nur noch in der Höhe der Gebüsch. Wir hatten noch eine Stunde Tag vor uns, noch eine Stunde und dann kam die Nacht, der Hunger, der Tod...

Da stieß mich der Treiber an. „Hörst du, Bruder?“ sagte er, das Ohr gegen den Wind haltend.

Ich horchte. Der Wind strich durch die Blätter. Unter uns leuchtete, knurrte, kratzte der Tiger. Endlich hörte ich ein dumpfes Rollen wie von einem entfernten Gewitter. Ich schaute gen Himmel. Das Firmament war wolkenlos, von einem vollkommenen Blau.

„Nein, nicht dort,“ bedeutete mir der Treiber. „Ich glaube es kommt von da drüben.“

Und er machte mit dem Kopf ein Zeichen nach dem Dorf. Ich versuchte in dieser Richtung zu schauen, aber die Dschungel und das Gebüsch hinderten den Blick auf die Ebene dahinter. Nach und nach steigerte sich das Geräusch, man konnte es immer deutlicher hören. Zehn Minuten, zwanzig Minuten verstrichen wieder. Da stießen wir einen Freun-

denschrei aus. Wir hatten die unsern erkannt. Sie schlugen den Tamtam und sangen dazu auf ihre Art, aber diese Musik, so schrill und wild sie war, erschien uns in unserer Lage himmlisch.

Brüder, ich bin am Ende. Es waren ihrer hundert, mit gespitzten Pfählen und Knütteln, alles tüchtige Leute. Die Sahibs hatten sie auf der Jagd oft als Treiber gebraucht. Sie waren in genügender Zahl um den Tiger nicht fürchten zu müssen. Übrigens hatten sie Reserve: die Herde der Büffel, die ihre dreifüßlangen Hörner gegeneinander stießen, während ihre Hufe den Boden zerstampften und die dampfenden Rüstern von Angriffslust zeugten.

Habt ihr jemals schon eine Büffelherde über die Ebene dahinjagen sehen? Nein. Der Tiger wartete nicht, bis sie kamen. Er hatte sich aufgerichtet, leuchtend vor Wut; da er die Büffel mitterte, duckte er den Schädel, zog den Schweif ein, wie ein gezüchtigter Hund und verschwand im Dickicht auf der andern Seite.

„Ja, meine Freunde,“ so schloß der alte Shilari, indem er seine schweigsamen Zuhörer betrachtete, „ich habe jahrelang in der Dschungel gelebt und habe viele Gefährten kennen gelernt, die, wie ich, Jagd auf wilde Tiere gemacht haben; aber niemals hörte ich von einem Sterblichen, der mitten in der Dschungel in den Krallen, im Rachen eines Tigers lag und später dieses Abenteuer noch erzählen konnte!“

## Die Sense.

Ich war just zugegen, als Meister Sergely Czomal in den Laden des Eisenhändlers trat.

„Guten Tag zusammen“, sagte er.

„Guten Tag! Was beliebt?“

„Ich möchte eine Sense haben.“

Der Händler beeilte sich, um ihm einen ganzen Armvoll Sensen zu bringen. Meister Czomal ließ seinen Blick über die Werkzeuge gleiten: „Die Marke ‚Kanone‘ muß es sein!“ machte er verächtlich.

Der Händler trug die Sense mit der Marke „Stier“ zurück und brachte das Verlangte.

„Es sind wohl noch andere da“, sagte der Bauer, dieses Wort wägend.

Der Händler zeigte ihm geduldig alle Sensen mit der Marke „Kanone“.

Gergely Czomal überblickte alle diese Sensen, aber nicht i. m. alles in der Welt hätte er eine davon angerührt. Er kratzte sich am Kopf.

„Nun, was gibt es noch?“ fragte der Händler.

„Um, am Ende muß ich auch alle Exemplare mit der Marke „Stier“ durchgehen“, antwortete Czomal.

Und es blieb dem Händler nichts übrig, als die Marke wieder hervorzuholen.

Meister Gergely schien selber etwas betreten, als er auf gradwohl eine der Sensen in die Hand nahm. Zuerst schloß er das rechte Auge und folgte dem Faden der Schneide; dann schloß er das linke Auge, indem er die Sense lotrecht hielt, die Spitze nach oben; dann drehte er sie um, und hielt sie schließlich über den Kopf, um blinzeln danach zu schauen.

„Wieviel kostet die?“ fragte er gleichgültig.

„Zwei Florin.“

„Diese da?“ fragte er spöttisch, „die da?“

Er legte sie platt vor sich auf die Vorbank und machte mit dem Finger darüber Zeichen in der Luft, die den Stiel dazu vorstellen sollten. Dann nahm er die Sense zwischen Daumen und Zeigefinger, schlug mit dem Finger mehrmals dagegen, ließ sie mit einer Hand los und mit der Spitze nach unten fallen, um sie dann übers Knie zu biegen.

„Um, hm!... zwei Florins für diese Sense?“

Der Händler schwur, daß er sie nicht billiger lassen könne. So viel hatte er selber dafür zahlen müssen.

„Sie ist nicht gut gestählt, wißt ihr?“

„Es ist englischer Stahl, und vom besten!“

„Haltet ihr mich zum Narren? Es ist eine alte Sense, die man auffrischte, nichts anderes!“

„Es ist ausgezeichnete Stahl! Sie wird so lange leben wie ihr!“

„Wenn sie nicht Rücken bekommt!“ lachte Gergely Czomal.

„Eine bessere Sense habt ihr noch nie gehabt!“

„Ich?... ich?...“

„So schaut sie euch doch recht an!“

„Sie anschauen? Warum wollt ihr, daß ich sie anschau? Eine Sense ist eine Sense. Eine Sense gleich der andern. Was brauch ich sie anzuschauen? Ich habe die erste genommen, die mir in die Hände gekommen ist. Also, kurz und gut — wie viel wollt ihr dafür? Ich habe noch viel Kommissionen auf dem Markt zu machen!“

„Ich hab's euch doch gesagt: zwei Florin!“

„Seid ihr noch ein Christ? Ich möchte bloß wissen, was sie kostbar macht, eure Sense!“

Und von neuem begann er sie zu inspizieren. Er ließ sie durch die Luft pfeifen und trat dann zur Tür, um sie im Freien zu betrachten. Auf der Schwelle machte er Halt und kam zurück, um sich zu vergewissern, daß er den Hut auf der Vorbank liegen hatte. Vor der Tür hielt er dann die Sense gegen die Sonne, so daß die glatte bläuliche Fläche im Licht erstrahlte. Den Mund über die Sense haltend, hauchte er darauf und prüfte genau, wie weit der Atem auf der Fläche zu bemerken war, und wie schnell der Fleck wieder verging. Endlich ließ er die Sense am Trottoir erklingen.

„Sie hat einen seltsamen Ton“, murmelte er. Und indem er in den Laden zurückkam, wiederholte er: „Der Ton gefällt mir nicht... Wollt ihr mir sie lassen für ein Florin und achtzig Kreuzer?“

„Hol' euch der T...! Mag sein um zehn Kreuzer weniger! Nehmt sie für ein Florin und neunzig Kreuzer!“

„Unmöglich! So viel ist sie nicht wert. Meine Kinder würden mich schelten. Wie ist's also?“

„Nicht weniger!“

„Dann gesegn's euch Gott!“

Der Bauer ging hinaus, aber um in der Mitte der Straße wieder Halt zu machen. Zurückkommend rief er: „Wollt ihr?“

„Nein!“

Verlegen die Achsel zuckend drehte Czomal den fettigen Hut zwischen den Fingern.

„Nie, seit ich denken kann, hab' ich einen so hartherzigen Menschen getroffen. Dann stellt sie mir in die Ecke dort, ich will mich bedenken!“

Eine gute Stunde verging. Da kam der

Bauer wieder, diesmal mit einem Begleiter.

„Ich bin's“, begann er, ganz außer Atem und schweißtriefend. „Und das ist der Pate meines Sohnes, Meister Komod Istok von Daroszorma. Wir haben mit einander abgemacht, daß er auch eine Sense nimmt, denn wäre es nicht mehr wie billig, wenn wir zwei kaufen, daß jeder die feinige etwas billiger bekäme.“

„Ich kann meine Sensen nicht um weniger verkaufen, ich hab's euch schon hundertmal gesagt!“

„Bedenkt's zuerst! Verderbt euch nicht das Geschäft durch Ungeduld!“

„Ob ihr nun tausend Worte sprecht oder nur eins, das bleibt einerlei!“

„So bleibt ihr dabei?“ rief der Bauer mit erhobener Stimme.

„Ich bleibe dabei“, erwiderte fest der Händler.

„Was machen wir hernach?“ sagte Czomal wieder kleinlaut.

„Jetzt ist's genug, laßt mich in Ruhe!“

„Na, na, lassen wir uns nicht durch Zorn hinreißen! Wenn ihr nicht mehr mit mir reden wollt, so gebt mir wenigstens die Hand!“

Der Eisenhändler reichte ihm die Hand dar, welche Czomal mit Freude ergriff:

„Ein Hund, wer jetzt zurückgeht! Das Geschäft ist fertig!“

Mit geheimnisvoller Langsamkeit begann er jetzt die Weste aufzuknöpfen, dabei stets die Ecke fixierend, wo die Sense angelehnt stand.

„Was ist denn das?“ rief er plötzlich aus.

„Wie mir scheint, ist diese Sense da mehr gebogen und kleiner als die meinige!“

Dabei ließ er mißtrauische Blicke über das Personal im Laden gleiten, griff dann nach der Sense und wog sie auf der Hand:

„Das ist eine andere Sense!“ rief er aus.

„Hol' mich der Ruckuck, wenn das meine Sense ist!“

Und sofort knöpfte er die Weste wieder zu.

„Wie sollte das eine andere Sense sein?“

murrte der Händler. „Macht mir keine Sachen, Meister Sergely, ich könnte die Geduld verlieren!“

„Gut, gut... Aber T... auch! Wieso kam ich dazu, da hinaus zu gehen! Es ist meine Schuld. Aber was mach' ich jetzt?“

„Wenn ich euch sage, es ist die nämliche Sense!“

„Die nämliche? Ich habe auch meine Augen!“

Dabei strich er mit dem Daumen über die Schneide, bog das Instrument übers Knie, bellopfte es mit dem Finger, trug es auf die Straße, ließ es gegen das Trottoir klingen, durch die Luft pfeifen, um in den Laden zurückzukommen mit dem wackelnden Gang einer verunglückten Ente:

„Es ist nicht dieselbe Sense! Für die kann ich nicht mehr geben als ein Florin und sechzig Kreuzer!“

„So macht doch keine Geschichten! Wenn sie euch nicht gefällt, da sind die andern alle, nehmt eine andere!“

„Ich bin nicht so dumm, wieder von vorne anzufangen! Bleiben wir bei der da! Aber ihr zieht mir die Differenz ab!“

„Genug!“

„Dann sollte ich den Schaden tragen? Aber nein! Ihr wollt doch nicht, daß ich euch die Differenz bezahle! Würde euch das nicht wehe tun?“

„Bezahlt und macht nicht so viel Geschichten!“

„Na gut!“ machte Meister Sergely Czomal bitter.

„Einverstanden! Aber halbieren wir die Differenz! Es soll mich auch nicht reuen, auch euch nicht. Halbieren wir die vierzig Kreuzer!“

„Ich kann nichts halbieren!“

„Na gut, da habt ihr euer Geld! Da!“

Und wieder begann er, die Weste aufzuknöpfen. Mit Mühe brachte er die Hand in die innere Tasche, zog einen Florin in Papier heraus und hielt ihn dem Händler hin.

„Ich will auch gleich den Rest!“ sagte dieser.

Aus der äußeren Tasche der Weste entnahm Czomal ein 20 Kreuzerstück, und aus einer andern ein 4-Kreuzerstück.

„Wieso denn, das macht ja nur vier mal zwanzig...!“

Czomal ließ die Hand in der Hosentasche verschwinden und fand dort dreiunddreißig Kreuzer.



„Vierundzwanzig und dreiunddreißig macht siebenundfünfzig... Wie viel noch?“

„Noch dreiunddreißig Kreuzer“, sagte der Händler.

„Ja“, machte Gjomal, „aber hab' ich die bei mir?“

Hierbei beobachtete er mit der harmlosesten Miene das Gesicht des Händlers.

„Hopp!... Das heißt!... Einen Augenblick, einen Augenblick!... Wo habt ihr's hingetan, wo meint ihr, daß es ist, Gevatter? Aha, ja wohl, da im Sackuch!“

Und in der Tat war ein 20-Kreuzerstück in ein blaues Taschentuch geknüpft.

„Noch dreizehn Kreuzer!“ forderte der Händler.

Warum denn nicht! Ich bekomme schon die Sense nicht, die ich haben wollte, und dann habe ich keinen Heller mehr, denn ich habe meinen Geldsack im Ärmel meines Rockes gelassen. Ihr möchtet doch nicht, daß ich so weit laufe um ein paar Kreuzer! Ich bezahl euch ein ander mal!“

„Nein, ich will die ganze Summe, oder ihr kommt eben wieder! Die Sense fliegt nicht fort.“

Jetzt kam Gjomal in Zorn:

„Das also ist mein Kredit! Mein Vater und mein Großvater waren beide als ehrenwerte Männer bekannt. Ich will kein Almosen! Man hat mich auch nicht auf dem Mist gefunden! Werft ihm seine dreizehn Kreuzer hin, Gevatter!“

Und wütend griff er nach der Sense.

„Kommt, Gevatter!“

Auf der Schwelle des Ladens drehte er sich um. Die Augen blitzelten boshaft. Er zuckte die Achsel, ließ die Sense in der Sonne leuchten und sagte mit glücklicher Stimme:

„Ich sag euch — es ist die beste Sense, die ihr hattet, die andern sind keinen Pfifferling wert!“

Kommt zu spät. — Ein Chemiker kam zu einem Bierbrauer, um eine Erfindung zu verkaufen, die darin bestände, Bier ohne Hopfen und Gerste zu brauen. Der Bierbrauer lachte den Mann aus und gab ihm zur Antwort: „Diese Kunst kenne ich schon längst.“

## Christnacht beim Herrn von Kervahan.

(Mit einer großen Abbildung.)

Vom Kirchturm aus der Ferne klingen die zwölf Schläge um Mitternacht über die Unendlichkeit der einsamen Ebene dahin, um, gejagt von Windstößen, an felsigen Hängen brüsk zu ersterben.

Und als hätte es dieses Signal erwartet, so erwacht jetzt droben das Schloß von Kervahan, dessen Zinnen auf dem vom Sturm gepetschten Nachthimmel sich abzeichnen. Die Bogenfenster der Kapelle, die Nischen des Festsaales erstrahlen plötzlich in rötlichem Schein und der eifrige Klingklang des Schloßglockleins vermischt sich mit dem dumpfen Lied der Wogen, die gegen den Fuß der Felsen branden.

Hinter diesen Schloßmauern scheidet sich der Herr von Kervahan an, Weihnacht zu feiern im Jahr 1793. Mit seinem Staatskleid drapiert, den Degen an der Seite, das Sanct Ludwigskreuz auf der Brust, den Dreispitz unter dem Arm, steigt Baron Jean-Marie von seinem Gemach herab, das er seit Jahresfrist nicht verlassen hat. Trotz seines hohen Alters ist er noch rüstig, dieser Rest eines mächtigen Geschlechts. Die kaum gebeugte hohe Statur, die Mähne mit den gebleichten Locken, die von Runzeln freie Stirn flößen diese unwillkürliche Achtung ein, die man vor Dingen empfindet, die zu altern verstehen ohne zu verfallen.

Mit festem Blick, ohne mit der Wimper zu zucken, schreitet er aufrecht durch die leeren Gänge, durch die altertümlichen Säle, über Treppen, deren Stufen schwanken, so stolz immer noch in seinem Gang, wie zur Zeit, da seine Schnallenschuhe die Teppiche von Versailles berührten.

An der Haustreppe steht ein Mann, der ihn erwartet. Es ist Mathieu, der älteste seiner Diener. Dieser verneigt sich vor seinem Herrn; dann durchschreiten die beiden Männer schweigend den Ehrenhof und treten entblößten Hauptes in die Kapelle ein.

Unter dem Spitzbogen, dessen Rippen Bildhauerei aufweisen, scheint der Herr von Kervahan zu zögern, und eine Falte durch-

zieht sein Gesicht. Aber dies Zögern ist nur von kurzer Dauer, und die Spannung macht sofort wieder einer Miene Platz, die man nur auf Gesichtern aus Marmor sieht. Der Greis hat wieder den starren Blick und mit seinem methodischen Schritt steigt er den Chor der Kapelle hinan, wo fünf mit Waffen geschmückte Weisföhle in rotem Plüsch in einer Reihe vor dem Altar stehen.

Baron Jean läßt den Blick rasch darüber gleiten, um dann auf den Stuhl in der Mitte zu knien.

Und die Messe beginnt, die Weihnachtsmesse, ein Dankgottesdienst, der unter diesen durch die Jahrhunderte geglätteten Gewölben eher einer Totenmesse gleicht.

Nur das Chor ist beleuchtet; der Hintergrund der Kirche und die Vorbühne mit ihrem hohen Gerüst bleiben in ein grau schimmerndes Halbdunkel getaucht, vor dem sich die Gestalt des greisen Edelmannes abhebt. Von Zeit zu Zeit wirft dieser einen flüchtigen Blick auf die Sitzplätze, die niemand einnimmt. Dann kehrt die Unruhe auf das Gesicht zurück und dieser Ausdruck wird beängstigend, wenn der Priester am Altar mit seiner gebrochenen Stimme das Alleluja anstimmt. Der Freudengesang, den das Echo zurückwirft, tönt wie Trauergeläute für den alten Edelmann; die Kräfte verlassen ihn, er sinkt in die Kniee und scheint zu zergehen mit seinem ganzen Wesen.

Jetzt ist die Messe zu Ende. Der Priester verläßt den Altar. Aber der Herr von Kervahan erhebt sich nicht.

Langsam kommt Mathieu auf ihn zu: „Edler Herr!“ sagt er, „Der Christbrand im Kamin ist entzündet, er wartet auf Sie!“

Bei diesen Worten fährt der Greis zusammen, rasch richtet er sich wieder aufrecht, um dem Lakaien zu folgen.

Auf dem Hof, wo der Schnee unter den Füßen knirscht und der Sturm heult, hält er inne:

„Mathieu, hast du auch das Fallgitter aufgezo- gen die Zugbrücke niedergelassen und das Schloßtor geöffnet?“

„Edler Herr, die Revoluzer sind schon den Paß herüber, ihre Lagerfeuer leuchteten hinter der Felsenklüfte; das Gefindel kann bis

hierher kommen, man hat schon welche gesehen, die uns beobachteten.“

Der Baron unterbrach den Diener: „Ich will, daß mein Befehl ausgeführt wird!“

Da setzt Mathieu ein kleines Horn an die Lippen und tutet dreimal in gellenden, langgezogenen Tönen.

„Fallgitter auf! Laßt die Brücke nieder! Das Schloßtor auf! So befiehlt es der edle Herr!“ ruft er dann mit starker Stimme.

\* \* \*

Im Festsaal, nahe am hohen Kamin, wo das Christfeuer flackert, ist die Tafel hergerichtet. Auf dem Tischtuch aus feinem Linnen stehen fünf silberne Teller, fünf Gläser bei fünf Bedecken.

Langsam schreitet der Herr von Kervahan um den Tisch.

„Hier den Platz für Frau Jehanne! Hier für Baron Marc, hier für den edlen Herrn Alain...“

Und aus gepreßter Kehle spricht er weiter: „Und hier der Platz für Yvonne...“

Wie um der Nöhrung zu entgehen, die ihn ergriff, geht der Edelmann auf das gotische Fenster zu, welches die Klüfte beherrscht und von wo aus der Blick ins Weite schweifen kann, hinweg über eine endlose Ducht.

Aber es ist stockfinster und der Sturm tobt immerfort; er läßt die Fenster im Gehänge erzittern. Der Greis lehnt die feberheiße Stirn gegen die eiskalten Scheiben, sein Auge sucht das Dunkel zu durchbohren. Plötzlich zuckt er zusammen. Er sieht in einer Entfernung, die er nicht abschätzen kann, ein kleines Feuer, das bald aufflackert, bald wieder zusammensinkt und auf den Wellen zu tanzen scheint.

„Edler Herr!“ sagt Mathieu, „es ist ein Feuer, das auf den Felsen der Insel der Heiligen brennt... Sind es nicht Revoluzer oder Seeräuber — ich weiß wahrhaftig nicht, wer sich bei solchem Wetter in der Nacht da hinaus wagen würde!“

Der Bruch des Barons entringt sich ein schmerzlicher Seufzer. Er kehrt um, rückt die Spitzentrause zurecht und schürt mechanisch das Kaminsfeuer.

„Heute ist Weihnacht,“ macht er dann. „In dieser Nacht pflegen sich die Kinder desselben Stammes um denselben Tisch zu versammeln... Gnädige Frau Johanne, meine Söhne werden zur Stelle sein. Man trage das reichlichste Mahl auf und schenke von meinem besten Wein in die Gläser...“

Tiefe Trauer legt sich bei diesen Worten über das magere Gesicht des Dieners, in seinen Augen ist ein Ausdruck, wie von Mitleid, aber er gehorcht und geht hinaus.

Das Haupt geneigt, die Arme über der Brust verschränkt, durchmisst der Greis nun den Raum. Und bei jedem Stundenschlag von der alten Turmuhr des Schlosses wiederholt er: „Es ist Weihnacht! Sie werden kommen!“

\* \* \*

Es war ein erschütterndes Drama, welches zehn Monate zuvor den Engel des Todes nach Kervahan geführt hatte.

Die Revolution, die allenthalben wütete, hatte diese rauhen Bretonen nicht mitreißen können, die so sehr mit ihrem Glauben und ihrer Überlieferung verwachsen waren.

Der Marquis de la Rouennerie und Cottereau waren die ersten, die zum Widerstand aufriefen und tausende von Gleichgesinnten scharten sich um ihre Fahne.

Der Edle von Kervahan konnte sich dem Rufe nicht entziehen. Er ließ seine drei Söhne zu sich kommen und sagte zu ihnen:

„Meine Herren Söhne, Gott und der König rufen euch! Mich halten Alter und Krankheit auf dem Schloß zurück. Ihr aber seid jung und stark und mein Blut rollt in euern Adern! Gehet mit Gott!“

Und die drei Brüder gingen nach Plougastel, wo Cottereau seine Armee organisierte. Der alte Edelmann blieb allein auf Kervahan zurück mit der gnädigen Frau.

Mit diesen Scharen von Bauern und Edel-leuten vermengt, die ohne Unterschied des Blutes für die gemeinsame Sache sich opferten, hatten Marc und Alain tapfer gekämpft.

Nicht aber Yvonne. Von Kindheit auf kränklich und schwächlich, von der Mutter verzärtelt, deren Sorgenkind er war, wuchs der junge Mann sozusagen außer dem Bereich

der strengen väterlichen Erziehung auf. Und da er zur Eitelkeit neigte, hatte sich diese mit dem Alter entwickelt und war in unbezähmbaren Stolz ausge schlagen.

So konnte er sich nicht dem eisernen Willen eines Cottereau fügen, dem ehemaligen Vogler, den er dieser Herkunft wegen als Untergebenen traktierte. Eines Tages von seinem Vorgesetzten zur Rede gestellt, hatte er darauf mit einem Schlag ins Gesicht erwidert. Cottereau war schon im Begriff den Glenden zu züchtigen, mit der Waffe in der Hand ging er auf ihn los. Da trat ein Geistlicher dazwischen und Cottereau verzichtete auf Rache; er weigerte sich sogar, den Schuldigen vor den Kriegsrat zu zitieren, aber er jagte ihn von der Armee weg.

Yvonne wäre erhobenen Hauptes in den Tod gegangen, jedoch fraß sich der verletzte Stolz in sein Inneres hinein beim Gedanken, daß ein gewöhnlicher Bauer über sein Schicksal bestimmen konnte. Die schmachvolle Entlassung ließ das Mähegefühl überlaufen. Von diesem Augenblick an schwur er den Chouans (so hießen die Royalisten der Bretagne, auf deutsch „Eulen“) tödlichen Haß und der ganzen Masse, durch die er sich gedemütigt sah.

Er ging darauf nach Nantes zu den Überläufern, welche von den Agenten der Revolution stets mit größtem Eifer aufgenommen wurden. Hier zeichnete sich der Überläufer bald dadurch aus, daß er die Gefangennahme eines gefährlichen Chouans veranlaßte, eines nahen Verwandten von Cottereau.

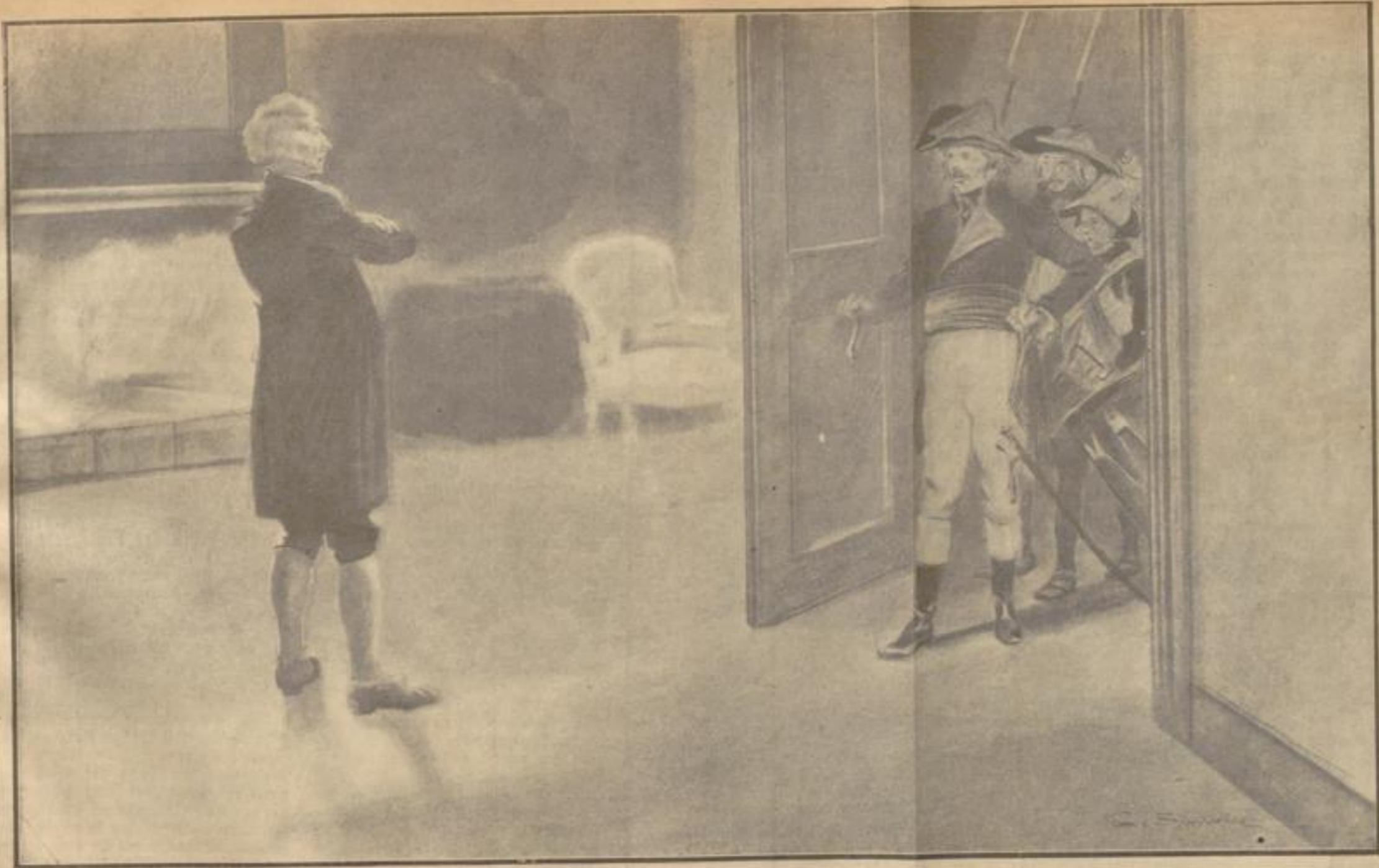
Jetzt war ihm das Vertrauen seiner Vorgesetzten gesichert und der jüngste derer von Kervahan hieß jetzt nur noch „Bürger Kervahan“. Kurz darauf legte er die Schärpe eines Regierungskommissars der Republik um und wurde dank seiner Kenntnisse von Land und Leuten in Bälde der gefährlichste Feind derjenigen, die er verraten hatte.

\* \* \*

Den ganzen Tag über hatte man in der Ebene gekämpft; erst nach erbitterten Gemegeln ließen die Chouans das Schlachtfeld im Stich, das mit Leichen übersät war.

Drei Dörfer, darunter Kergastel, waren

Uob  
se mit  
schm-  
Billen  
ogler,  
gebe-  
Ber-  
mit  
ereau  
schti-  
r auf  
ischen  
wei-  
den  
a von  
  
den  
lehte  
nen,  
schal  
nung  
lester  
lehen  
Fu-  
lasse,  
  
über-  
Jah-  
men  
inzer  
ahme  
ined  
  
Ber-  
von  
rd-  
ined  
und  
und  
der-  
  
der  
Ge-  
feld  
aren



Die Blauen trafen den Edlen von Kervohan mit dem Regen an der Seite und die Arme über die Brust gekreuzt; aufrecht stand er da.

unter die Herrschaft der Revoluzer geraten. Hier schlugen sie ihr Hauptquartier auf und auch der Bürger Kervahan war dabei.

Während der junge Kommissar sich im Hause des Rektors einrichtete, den man, einen Greis im Silberhaar, zwei Stunden vorher erschossen hatte, kam ein Vorposten und meldete die Gefangennahme von zwei Chouans noch mit den Waffen in der Hand.

„Macht kurzen Prozeß!“ gebot Joannec. Aber kaum hatte er den Befehl gegeben, als ihm eine dunkle Ahnung das Herz zusammenschürzte. Es war ihm, als säge er durch blutigen Nebel hindurch die bleichen Gesichter des alten Edelmanns und der gnädigen Frau, die sich über die Leichen von Marc und Alain beugten...

Jetzt packte ihn die Angst. Er rannte durch die Gassen, denn er mußte schnell zur Stelle sein. Da trachte zweimal eine Salve, als er eben außer Atem hinter der Kirchhofmauer ankam. Die beiden Chouans hatten ihre Heldenseele ausgehaucht.

Die Leichen lagen mit dem Gesicht auf dem Boden, aber Joannec hatte sie erkannt. Wie ein Tier brüllte er jetzt und seine Lippen zuckten, als müßte er auf die Mörder den Fluch werfen, der ihn erdrückte. Er riß die Schärpe von den Lenden, warf sie den Mördern ins Gesicht und rannte davon mit fliegendem Haar, den Wahnsinn in den Augen und verfolgt vom Engel der göttlichen Rache, der ihm zurief: „Elender, was hast du mit deinen Brüdern gemacht!“

Die Nachricht vom Tode der beiden Söhne war zwei Monate später aufs Schloß gedrungen. Die gnädige Frau, an der schon eine langwierige Krankheit zehrte, legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen, aber nicht ohne dem verzichen zu haben, dessen Verreat sie ahnte.

Der alte Edelmann, dem man die Felsonie seines Lieblings verschwiegen hatte, konnte sich wohl noch aufrecht halten, aber um so mehr litt seine geistige Verfassung darunter.

Und nach und nach brach durch die Nacht seines Trübseins ein Hoffnungsstrahl: „Sie sind nicht tot“, wiederholte er, „nicht gestorben... Der Gott, der Kervahan beschirmt, läßt die Rasse nicht untergehen!“

Schon ist der Tisch gedeckt im weiten Raum und im Kamin knistert der Weihnachtsbrand; aber noch immer schreitet der Greis auf dem Parkett auf und ab, um bei jedem Stunden-schlag zu wiederholen: „Meine Söhne werden kommen, denn es ist Weihnacht...“

Da kommt in der Dämmerung der alte Mathieu herein:

„Edler Herr!“ ruft er. „Die Revoluzer haben die Klippe umgangen. Geben Sie Befehl, daß die Tore geschlossen werden!“

Der Alte hat wohl gehört, aber er scheint nicht zu verstehen, denn mit einer Stimme, so zart, wie ein Hauch, erwidert er:

„Siehst du, Mathieu, jetzt kommen sie... Ihre Schaluppe schiebt sich auf den Uferkiebel!... Meine Söhne kommen zum Weihnachts-schmaus!... Rücke die Stühle an den Tisch!... Sie kommen...“

„Edler Herr, ich beschwöre Euch! Im Namen Gottes und Eurer Sicherheit!“

Aber schon ist der Greis zum Fenster zurückgekehrt:

„Siehst du sie, Marc, Alain und Joannec? Der Sturm raßt, aber nichts vermag sie zurückzuhalten! Wie schön sie sind, meine Söhne und wie ihre Stirn leuchtet vom Ruhm der Schlachten!“

Dann geht der Edelmann mit strahlendem Gesicht auf die Tür zu, um sie zu empfangen, die heute mit ihm Weihnacht zu feiern kommen...

Da dreht sich die Angel und geräuschvoll tritt ein Mann herein. Sein Bart ist verwildert, die Haare beschmutzt, die Kleider hängen in Fetzen. Er stürzt in den Saal herein, hält aber plötzlich inne, als hörte er auf fernem Geräusch.

„Joannec!“ ruft der Edle von Kervahan. Aber der andere sieht die Arme nicht, die sich ihm entgegenstrecken. Er entweicht der Umarmung und fällt hart auf die Kniee.

„Vater! Ja, ich bin's! Euer Sohn Joannec! Euer Sohn, der seine Hände in Blut...“

Mathieu ist auf den Lenden zugestürzt und eine schwere Hand fällt auf seine Schulter:

„Kein Wort! er weiß von nichts!“

Joannec hat verstanden. Er blickt den Vater an, wie ein Tier, das von Hundem gehegt ist und steht plötzlich wieder auf!

„Jetzt stehe ich auf der Liste, ein Viech ist auf meinen Kopf gesetzt! Hört Ihr den Börm? Es sind die Blauen (so hießen die Revoluzer), die Jagd auf mich machen!“

Und eine wahnsinnige Angst befüllt den Verräter, er zittert an allen Gliedern, die Zähne schlagen gegen einander.

„Zu spät!“ leucht er endlich. „Sie sind schon im Schloß! Jetzt kommt meine Strafe!“

Ein Blitz durchzuckt das Gehirn des Edelmanns. Er horcht und versteht...

„Die Blauen! So wären das die Blauen?“ murmelt er. Und seine Gesichtszüge verklären sich. Einen Augenblick verweilt er auf dieser menschlichen Ruine, welche einst sein Liebling unter den Söhnen war, dann schaut er zum Diener hin:

„Mathieu“, sagt er, „der Edle von Kervahan wird dir seine letzten Befehle geben. Seine Stunde ist gekommen! Aber bevor er stirbt, befehlt er dir, den letzten seines Stammes zu retten!... Nimm ihn mit fort!... Flüchte dich durch den Engpaß der Klippe!... Vor Gott bist du verantwortlich für sein Leben!... Geh!“

„Segnet mich, Herr!“ sagte darauf der Bretoner nur, indem er ohne Widerstand, ohne zu murren vor ihm niederkniete. Dann rannte er hinaus, den Flüchtling mit sich reichend, der ihm in seiner Todesangst und Vermirrung folgte, ohne sich dessen recht bewußt zu sein.

Die Blauen trafen den Edlen von Kervahan mit dem Degen an der Seite und die Arme über die Brust gekreuzt; aufrecht stand er da. „Joannec, früher Baron von Kervahan?“ fragte der Bandenführer.

„So heißt mein Sohn! Aber ihr kommt zu spät, er ist schon weit weg!“

„Dann seid ihr mein Gefangener, im Namen der Republik!“

Der alte Edelmann zog seinen Degen aus der Scheide und reichte ihn dem Fremden dar mit den Worten:

„Gehen wir, meine Herren, ich folge euch!“

Eine Woche später befand sich Baron Jean-Marie von Kervahan in einer jener fatalen Gruppen von Gefangenen, welche die famosen Wohlfahrtsausschüsse zur Guillotine beförderten. Aber bis zum Schott blieb ihm das Verbrechen des letzten seines Geschlechts Geheimnis...

Und Joannec? Also fragte ich den alten Zollwächter, der mir die Geschichte erzählte.

Man hörte nichts mehr von ihm. Aber nachdem die Lage ruhiger geworden war, ließ sich ein Einsiedler in der Gegend nieder. Er wurde die Vorsehung der Armen und verschenkte unter sie ein Vermögen, dessen Ursprung niemand bekannt war. Er starb hochbetagt und sein letzter Wille — wie seltsam! — war, in den Ruinen des Schlosses von Kervahan begraben zu werden. Man sagt sogar...

Aber der Nachkomme der Chouans beendete den Satz nicht. Er neigte das Haupt und sagte nach einer Weile:

„Der Himmel sei gnädig der Seele des Bretonen, der ein Verräter seiner eigenen Leute war.“

G. b. Solo.

### Ein Feind der Pferderennen.

Es war gegen zehn Uhr abends, an einem Samstag, als Armand Souvel, Rayonchef eines großen Konfektionshauses, seine Wohnung in der Straße Saint-Sulpice betrat. Ein sader und über alle Vorstellungen ermüdender Tag war zu Ende.

Er hatte mit mehreren Kollegen der Firma im Restaurant gegessen, mit Lamer, Folmin und Jules Tarneze und man hatte sich in die Dipe hineingerebet über die Rennen im allgemeinen und jene im besondern, die am andern Morgen in Longchamp um den „Großen Preis von Paris“ vonstatten gehen sollten. Die drei Kameraden Armand Souvels waren für diesen vollstümlichen Sport sehr eingenommen. Souvel konnte ihn nicht ausstehen und fand ihn einfach lächerlich. Das ist Sache des Geschmacks und Temperaments und er-

unter die Herrschaft der Revoluzer geraten. Hier schlugen sie ihr Hauptquartier auf und auch der Bürger Kervahan war dabei.

Während der junge Kommissar sich im Hause des Rektors einrichtete, den man, einen Greis im Silberhaar, zwei Stunden vorher erschossen hatte, kam ein Vorposten und meldete die Gefangennahme von zwei Chouans noch mit den Waffen in der Hand.

„Macht kurzen Prozeß!“ gebot Yvonnec.

Aber kaum hatte er den Befehl gegeben, als ihm eine dunkle Ahnung das Herz zusammenschürte. Es war ihm, als sähe er durch blutigen Nebel hindurch die bleichen Gesichter des alten Edelmanns und der gnädigen Frau, die sich über die Leichen von Marc und Alain beugten...

Jetzt packte ihn die Angst. Er rannte durch die Gassen, denn er mußte schnell zur Stelle sein. Da trachte zweimal eine Salve, als er eben außer Atem hinter der Kirchhofsmauer ankam. Die beiden Chouans hatten ihre Heldenseele ausgehaucht.

Die Leichen lagen mit dem Gesicht auf dem Boden, aber Yvonnec hatte sie erkannt. Wie ein Tier brüllte er jetzt und seine Lippen zuckten, als müßte er auf die Mörder den Fluch werfen, der ihn erdrückte. Er riß die Schärpe von den Lenden, warf sie den Mördern ins Gesicht und rannte davon mit fliegendem Haar, den Wahnsinn in den Augen und verfolgt vom Engel der göttlichen Rache, der ihm zurief: „Glender, was hast du mit deinen Brüdern gemacht!“

Die Nachricht vom Tode der beiden Söhne war zwei Monate später aufs Schloß gedrungen. Die gnädige Frau, an der schon eine langwierige Krankheit zehrte, legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen, aber nicht ohne dem verziehen zu haben, dessen Verrat sie ahnte.

Der alte Edelmann, dem man die Felonie seines Lieblings verschwiegen hatte, konnte sich wohl noch aufrecht halten, aber um so mehr litt seine geistige Verfassung darunter.

Und nach und nach brach durch die Nacht seines Trübfinns ein Hoffnungsstrahl: „Sie sind nicht tot“, wiederholte er, „nicht gestorben... Der Gott, der Kervahan beschirmt, läßt die Rasse nicht untergeben!...“

\* \* \*

Schon ist der Tisch gedeckt im weiten Raum und im Kamin knistert der Weihnachtsbrand; aber noch immer schreitet der Greis auf dem Parkett auf und ab, um bei jedem Stunden-schlag zu wiederholen: „Meine Söhne werden kommen, denn es ist Weihnacht...“

Da kommt in der Hast der alte Mathieu herein:

„Edler Herr!“ ruft er. „Die Revoluzer haben die Klippe umgangen. Geben Sie Befehl, daß die Tore geschlossen werden!“

Der Alte hat wohl gehört, aber er scheint nicht zu verstehen, denn mit einer Stimme, so zart, wie ein Hauch, erwidert er:

„Siehst du, Mathieu, jetzt kommen sie... Ihre Schaluppe schiebt sich auf den Uferkieles!... Meine Söhne kommen zum Weihnachts-schmaus!... Rücke die Stühle an den Tisch!... Sie kommen...“

„Edler Herr, ich beschwöre Euch! Im Namen Gottes und Eurer Sicherheit!“

Aber schon ist der Greis zum Fenster zurückgekehrt:

„Stehst du sie, Marc, Alain und Yvonnec? Der Sturm rast, aber nichts vermag sie zurückzuhalten! Wie schön sie sind, meine Söhne und wie ihre Stirn leuchtet vom Ruhm der Schlachten!“

Dann geht der Edelmann mit strahlendem Gesicht auf die Tür zu, um sie zu empfangen, die heute mit ihm Weihnacht zu feiern kommen...

\* \* \*

Da dreht sich die Angel und geräuschvoll tritt ein Mann herein. Sein Bart ist verwildert, die Haare beschmutzt, die Kleider hängen in Fetzen. Er stürzt in den Saal herein, hält aber plötzlich inne, als horchte er auf fernes Geräusch.

„Yvonnec!“ ruft der Edle von Kervahan.

Aber der andere sieht die Arme nicht, die sich ihm entgegenstrecken. Er entweicht der Umarmung und fällt hart auf die Kniee.

„Vater! Ja, ich bin's! Euer Sohn Yvonnec! Euer Sohn, der seine Hände in Blut...“

Mathieu ist auf den Glenden zugestürzt und eine schwere Hand fällt auf seine Schulter:

„Kein Wort! er weiß von nichts!“

Yvonnec hat verstanden. Er blickt den Vater an, wie ein Tier, das von Hunden gehejzt ist und steht plötzlich wieder auf!

„Jetzt stehe ich auf der Liste, ein Preis ist auf meinen Kopf gesetzt! Hört Ihr den Lärm? Es sind die Blauen (so hießen die Revoluzer), die Jagd auf mich machen!“

Und eine wahnsinnige Angst befällt den Verräter, er zittert an allen Gliedern, die Zähne schlagen gegen einander.

„Zu spät!“ leucht er endlich. „Sie sind schon im Schloß! Jetzt kommt meine Strafe!“

Ein Blitz durchzuckt das Gehirn des Edelmanns. Er horcht und versteht...

„Die Blauen! So wären das die Blauen?“ murmelt er. Und seine Gesichtszüge erklären sich. Einen Augenblick verweilt er auf dieser menschlichen Ruine, welche einst sein Liebling unter den Bühnen war, dann schaut er zum Diener hin:

„Mathieu“, sagt er, „der Edle von Kervahan wird dir seine letzten Befehle geben. Seine Stunde ist gekommen! Aber bevor er stirbt, befiehlt er dir, den letzten seines Stammes zu retten!... Nimm ihn mit fort!... Flüchte dich durch den Engpaß der Klippe!... Vor Gott bist du verantwortlich für sein Leben!... Geh!“

„Segnet mich, Herr!“ sagte darauf der Bretone nur, indem er ohne Widerstand, ohne zu murren vor ihm niederkniete. Dann rannte er hinaus, den Flüchtling mit sich reisend, der ihm in seiner Todesangst und Verwirrung folgte, ohne sich dessen recht bewußt zu sein.

\* \* \*

Die Blauen trafen den Edlen von Kervahan mit dem Degen an der Seite und die Arme über die Brust gekreuzt; aufrecht stand er da.

„Yvonnec, früher Baron von Kervahan?“ fragte der Bandenführer.

„So heißt mein Sohn! Aber ihr kommt zu spät, er ist schon weit weg!“

„Dann seid ihr mein Gefangener, im Namen der Republik!“

Der alte Edelmann zog seinen Degen aus der Scheide und reichte ihn dem Fremden dar mit den Worten:

„Gehen wir, meine Herren, ich folge euch!“

Eine Woche später befand sich Baron Jean-Marie von Kervahan in einer jener fatalen Gruppen von Gefangenen, welche die famosen Wohlfahrtsauschüsse zur Guillotine beförderten. Aber bis zum Schaffot blieb ihm das Verbrechen des letzten seines Geschlechts Geheimnis...

Und Yvonnec? Also fragte ich den alten Zollwächter, der mir die Geschichte erzählte.

„Man hörte nichts mehr von ihm. Aber nachdem die Lage ruhiger geworden war, ließ sich ein Einsiedler in der Gegend nieder. Er wurde die Vorsehung der Armen und verschenkte unter sie ein Vermögen, dessen Ursprung niemand bekannt war. Er starb hochbetagt und sein letzter Wille — wie seltsam! — war, in den Ruinen des Schlosses von Kervahan begraben zu werden. Man sagt sogar...“

Aber der Nachkomme der Chouans beendete den Satz nicht. Er neigte das Haupt und sagte nach einer Weile:

„Der Himmel sei gnädig der Seele des Bretonen, der ein Verräter seiner eigenen Leute war.“

Eh. Solo.

### Ein Feind der Pferderennen.

Es war gegen zehn Uhr abends, an einem Samstag, als Armand Souvel, Rayonchef eines großen Konfektionshauses, seine Wohnung in der Straße Saint-Sulpice betrat. Ein fader und über alle Vorstellungen ermüdender Tag war zu Ende.

Er hatte mit mehreren Kollegen der Firma im Restaurant gegessen, mit Lumer, Folmin und Jules Tarneze und man hatte sich in die Hitze hineingeredet über die Rennen im allgemeinen und jene im besondern, die am andern Morgen in Longchamp um den „Großen Preis von Paris“ vonstatten gehen sollten. Die drei Kameraden Armand Souvels waren für diesen volkstümlichen Sport sehr eingenommen. Souvel konnte ihn nicht ausstehen und fand ihn einfach lächerlich. Das ist Sache des Geschmacks und Temperaments und er-

klärt sich nicht; aber man findet diese Eigentümlichkeit vereinzelt immer noch gerade bei solchen Leuten, die sonst in jeder Beziehung gut begabt sind.

Auf seinem Zimmer zündete Souvel die Lampe an, warf den Hut aufs Bett und setzte sich vor das Tischchen, um eine Zigarette zu rauchen, während er in einer illustrierten Zeitschrift blätterte, die er unterwegs gekauft hatte.

Im Begriff, ins Bett zu gehen, wiederholte er wohl zum zehnten Mal: „Ich frage euch, von welchem Nutzen könnten denn diese Rennen sein, wenn es nicht maskierte Hazardspiele sind! Die Verbesserung der Pferderassen? Das müßt ihr ändern erzählen. Die besten Zugsperde in der Armee wie in der Landwirtschaft haben keine Rennen nötig, um eine ausgezeichnete Arbeit zu liefern. Ich weiß wohl, daß unsere Spleßer die Rennen bestaunen und daß eine Menge von Leute davon lebt. Aber ist das ein Grund, um über jene die Nase zu rümpfen, die vor einem berühmten Pferd nicht auf dem Bauch liegen?...

Sie sind in der Tat verrückt, die naiven Leute mit ihrem „Großen Preis von Paris!“ Ein solcher Ged' bin ich nun einmal nicht. Geht ihr nur nach Longchamp morgen, um zwei oder drei Goldstücke zu verlieren und dem Besitzer des Gewinnenden Beifall zu klatschen! Nein, ich danke, das Vergnügen interessiert mich gar zu wenig! Morgen früh wollen mich die lieben Leute hier abholen zum Mittagessen im Bois de Boulogne und dann zu den Tribünen... Nein, ihr verliert eure Zeit, meine Herren, ich versichere es euch, denn um acht Uhr will ich am Bahnhof Montparnasse sein, um im Wäldchen von Meudon meinen Tag in aller Stille zu verbringen, wo jetzt alles so schön grün ist. So brauche ich auch nicht eure Spöttereien auszustehen, die mir auf die Nerven gehen und die dummen Bemerkungen, von denen ich noch die Ohren voll habe.“ Eine Stunde darauf schlief unser Verächter der Pferderennen einen gesunden Schlaf.

Am Sonntag Morgen nahm Armand Souvel am Schalter eine Karte nach Meudon und stieg in den Zug, der im Augenblick fortfahren mußte. Kaum hatte er sich auf dem Polster fest niedergelassen, als drei andere Reisende ins Coupé hereingestürzt kamen.

„Da wären wir endlich!“

„Es hat Mühe gelöst!“

„Der Zug ist überfüllt!“

„Kein Wunder bei dem herrlichen Wetter!“

„Wieviel wettefst du auf Soliman?“

„Zwanzig als zweiten!“

„Ich wette auf Reseda!“

„Und ich auf Schimpanse II!“

„Das gibt was zu lachen am Abend, wenn einer von uns gewinnt!“

„Himmel, wie da die Pfropfen knallen werden!“

„Also, es bleibt dabei! Wir machen einen kleinen Spaziergang durch das Wäldchen von Meudon vor dem Mittagessen. Wenn es uns dort gefällt, essen wir dort und nehmen dann auf der Seine das Schiff bis Suresnes!“

Armand Souvel drückte sich in eine Ecke und dachte, indem er sich hinter dem Ohr kratzte:

„Da bin ich gut geliefert mit diesen drei Kerlen als Nachbarn! Die wollen auch in Meudon aussteigen und überhaupt machen, was ich vor hatte; da wird es das gescheiteste sein, wenn ich bis Versailles durchfahre!“

In Bellevue steigt ein Bookmaker (einer, der die Wetten aufnimmt) ins Coupé und nimmt gegenüber Souvel Platz; den er alsbald ins Gespräch zieht über die Zucht der Rennperde und die Kunst, sie sicher durchs Ziel gehen zu machen. Wenn man ihn hört, ist es der geschickteste Trainer (einer, der die Pferde abrichtet) auf der Welt. Er muß in Versailles aussteigen, sonst würde er seinem Reisegefährten ein ganzes Kapitel von Heldentaten erzählen; aber da dieser auch aussteigt, wird er ihm die Freude machen, mit ihm eins zu trinken beim Bahnhofswirt, an einem großen Renntag wird man so was nicht abschlagen!

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ sagte Souvel ziemlich kühl, „aber ich steige erst in Rambouillet aus.“ Und in Versailles trennt man sich ohne jegliche Nührung.

„Was mach' ich mir daraus!“ sagte sich der Rayonchef, „Rambouillet hat auch schönen Wald und man wird dort nicht schlechter essen als anderswo!“

In Saint-Cyr wartet eine lärmende Schaar Militärschüler am Bahnhof, welche die leeren



Plätze der ersten Klasse im Sturm nehmen. Das Coupé Armand Souvels ist gestopft voll und die Unterhaltung wird lebhaft weiter geführt. Die Tageszeitungen in der Hand, diskutieren die jungen Leute über die Rennen, die für den Nachmittag angesagt sind und der ganze barocke Wortschatz der Rennsportliebhaber muß dran glauben: turf-tearter, dead-heat, piste, Go-ahead, ring, broken-down, canter, leader, walk-over, und was weiß ich! Es ist eine ganz aparte Sprache, die man wohl bei der babylonischen Verwirrung noch nicht kannte.

„Ich setze auf Reseda“, sagte der eine.

„Wenn er auch zu den Lieblingen gehört, ziehe ich ihm doch Schimpanse II vor.“

„Warum nicht Merinos?“

„Und wie ist's mit Charmeur?“

„Gar nichts ist's mit dem“, versicherte jener, der auf Reseda setzen wollte, das Pferd ist weder klassifiziert noch bekannt; der outsider hat verloren, ehe er genannt ist.“

„Meinen Sie das nicht auch?“ fragte der Militärschüler Armand Souvel.

„Ich könnte Ihnen in der Hinsicht nicht Bescheid sagen, meine Herren, ich verstehe von Pferderennen absolut nichts und will auch nichts davon verstehen!“

„Nicht möglich!“

„Sicher und gewiß! Erstens geh' ich niemals hin oder doch nur selten und wenn es absolut nicht anders sein kann und dann langweilt mich die Sache jedesmal im höchsten Grad!“

„Was Sie sagen!“

„Sie mögen selber urteilen: ich bin heute von Paris weg, damit mich meine Freunde nicht zu den Rennen schleppen können!“

„Das macht sich gut! Wir machen in Rambouillet Halt und wollen dort den Tag zubringen. Machen Sie uns die Freude, uns Gesellschaft zu leisten. Wir essen dort zu Mittag und machen einen Spaziergang durch den Wald. Am Abend trinken wir zusammen Champagner auf das Pferd, das gewonnen hat, wenn es aus unsern Ställen ist!“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, meine Herren, aber ich muß die liebenswürdige Einladung ablehnen, denn man erwartet mich in Chartres.“

„Das ist aber wirklich schade!“

Allein in seinem Coupé zurückgeblieben, denkt Armand Souvel bei sich:

„Je mehr ich mit so sympathischen aber allzulauten Gefährten zusammentreffe, desto mehr höre ich die ganze Zeit ring, piste, ich werde noch eine Indigestion davon bekommen! In Chartres wird der „Große Preis“ die Leute weniger verrückt gemacht haben. Mit ihren deliziosen Pasteten kümmerst sich diese Stadt an der Beauce sicherlich nicht um Soliman oder Reseda!“

Es schlägt 11 Uhr, als Armand Souvel in Chartres ankommt. Nach einer Fahrt von 88 Kilometern an einem herrlichen Junimorgen hat man Appetit. Eben ruft die Glocke im Nationalhotel die Gäste zum Mittagstisch. Armand tritt aus dem Bahnhof heraus. Was hört er?

„Programm für die Pferderennen! Die offizielle Liste der Pferde, welche um den Großen Preis von Paris laufen, zehn Centimes, zwei Sous!“

„Himmel!... seufzt der Rayonchef, sind denn die Leute in Chartres auch von der Rennseuche gepackt! Da brauchte ich nicht vor der Stadt zu flüchten, um hier dergleichen Dummheiten zu hören!“

Im Nationalhotel beginnt und endigt der Mittagstisch unter allerlei Gesprächen, aber ein Thema beherrscht alles und am Ende hört man von nichts anderm: es ist der „Große Preis von Paris!“

Im Kaffeehaus, das Souvel nachher aufsucht ist es noch schlimmer: während man zusammensitzt, wird auf dies oder jenes Pferd gewettet, man diskutiert, man interpelliert, man beschimpft sich, kurz, es ist ein Höllenlärm! Als der Sammler der Wetten auch bei Souvel vorbeikommt, um ihn zu fragen, auf welchen Gaul er setzen will, reißt der den Hut vom Hut und greift zum Stock, er will nichts weiter hören! Und er hält nicht ein, bevor er am Bahnhof angekommen ist, entschlossen, bis nach Le Mans zu fahren.

Auf dem Perron sieht er im Zug, der aus der Bretagne kommt, einen Jugendfreund, der mit seiner Familie nach Paris zurückkehrt.

„Wie, du hier?“ ruft ihm der entgegen.

„Wie du siehst!“

„Wo willst du hin?“

„Nach der Hauptstadt der Sarthe. Was macht man dort?“

„Man spricht von Reseda.“

„Und in Laval?“

„Dort steht Soliman sehr hoch. In Rennes zieht man Schimpanse II vor, Saint-Brieuc schwört auf Merinos. Warum weiß ich nicht. In Morlaix und Brest kommt Reseda an erster Stelle.“

Souvel fühlte, wie er einen Anfall von Schwäche bekam, er war fertig, vernichtet, zerschmettert.

„Was hast du denn, bist du krank?“ fragte der Freund.

„Ach, ich kann gleich zu dir einsteigen, um nach Paris zurückzufahren. Es ist doch überall dieselbe Atmosphäre von Wahnsinn!“

Und der Zug fährt fort, um nur wieder in Versailles zu halten.

„Komm mit mir“, sagt der Freund zu ihm, meine Frau erwartet mich mit meiner Schwägerin an der Bahn, sie haben einen Wagen, wir fahren dich nach Paris und behalten dich zum Souper.“

„Ich weiß nicht, ob ich annehmen soll...“

„Entscheide dich, der Zug fährt weiter!“

Armand Souvel steigt aus. In der Tat wartete da Madame Belnac in Begleitung ihrer jüngern Schwester, Anna Flomant, einer hübschen Brünette von 18 Jahren, mit dem Tilbury. Nach herzhaften Küssen und freundschaftlichen Händedrücken nimmt das Pferd eine lebhaftere Gangart an. Man plaudert und lacht, es hätte nicht viel gefehlt und man hätte gesungen. Armand taut auf unter dem Eindruck dieser Fröhlichkeit und wird wieder guter Laune.

Nach Saint-Cloud ruft Anna Flomant: „Endlich sind wir da!“

„Wieso? Von da nach Paris ist es immer noch eine kleine Weile!“ meinte Souvel.

„Gewiß, aber ich spreche von der Station, die wir in unserm Programm haben!“

„Eine Station?“

„Ja, in Longchamp! Da, sehen Sie, Herr Souvel, diese ungeduldige Masse, da drüben, da wollen wir hin, um das Rennen um den Großen Preis von Paris zu sehen!“

„Niemals!“

„Willst du gleich schweigen!“ ruft Michel Belnac. „Wenn du den Versuch machst, abzustiegen, binde ich dich an Händen und Füßen und lege dich auf einer der Tribünen nieder!“

„Aber Herr Souvel“, fiel jetzt auch Frau Belnac ein, „Sie werden uns das nicht ablehnen wollen, Sie bleiben ja den Abend über bei uns!“

„Kommen Sie doch mit!“ fuhr Anna Flomant fort, „Ich kann Ihnen einen guten Fingerzeig geben. Ich habe diese Nacht geträumt, Charmeur wird gewinnen. Setzen Sie also 50 Frs. auf Charmeur und das Gold fließt in Ihre Tasche.“

„Nein, das ist aber nicht erlaubt, unerhört, zum Verrücktwerden!“ schrie jetzt der Rayonchef. „Man macht 200 Kilometer auf der Eisenbahn, um vom „Großen Preis von Paris“ loszukommen und kehrt zurück, um dabei 50 Frs. zu verlieren!... Das ist Narrheit, nichts anderes!“

„Was Sie dabei aber am meisten überraschen wird“, erwiderte das junge Mädchen, „das ist der beträchtliche Gewinn, der Ihnen zufällt, denn das gewinnende Pferd ist unbekannt und sogar misachtet, sagt man, und wird morgen berühmt sein!“

Souvel wagte nicht mehr zu widerstehen, er setzte 50 Frs. auf Charmeur. Eine halbe Stunde später und das unbekanntes Rennpferd, eben noch so verachtet, war der Held des Tages. Die 50 Frs., die Armand darauf gesetzt hatte, trugen ihm 6025 Frs. ein; er glaubte zu träumen!

„Und nun?“ lachte Anna Flomant, „hatte ich nicht recht, bin ich nicht eine gute Beraterin?“

„Fräulein, Sie sind eine ganz prächtige Wahrsagerin, ich bekenne es vor jedermann, Ihr Rat ist höchst wertvoll!“

Man kam in heiterer Stimmung nach Paris zum Abendessen.

Einige Tage später machte Armand Souvel seinen Höflichkeitsbesuch bei Freund Belnac; er brachte Blumen für die junge Frau mit und einen Brillantring für ihre Schwester — ein sinniges Andenken an den „Großen Preis von Paris“ — indem er sie um die Erlaubnis bat, ihn an ihren Finger stecken zu dürfen als — Verlobungsring; wenn er sie zur Frau

wählte, konnte er von ihrem guten Rat um so besser profitieren.

Anna Flomant, die weder auf dieses Geschenk, noch auf diesen Antrag gefaßt war, blieb einige Zeit sprachlos.

Frau Belnac nahm das Wort an ihrer statt und bat Souvel, er möchte dem jungen Mädchen acht Tage Bedenkzeit lassen. Ihre Eltern wohnten in Compiègne und müßten natürlich über den Fall gehört werden; nach acht Tagen würde er die Antwort haben.

Diese fiel günstig aus und nach sechs Wochen wurde Hochzeit gefeiert.

Seit diesem Abenteuer mit dem „Großen Preis von Paris“ schimpft Armand Souvel nicht mehr auf die Pferderennen.

Das junge Paar war seltsam, der junge Mann nennt sein Frauchen nur „meine kleine Hexe“.

Frau Souvel hat gar keine Lust zum Hexen; aber weil sie der gesunde Menschenverstand selber ist und sich stets klug zu benehmen weiß, geht alles wunderbar vonstatten und das Glück in der Ehe ist vollkommen.

Das ist die Hauptsache. S. Loubier.

## Der Talisman.

(Mit einer Abbildung.)

„War das ein Fest! Ach Männchen, welch ein Fest! Mir summen die Ohren noch vom Klang der Hither! Und welche Uppigkeit, welcher Überfluß! Welcher Reichtum! Bei Allah, ich sage dir, ich habe mit den Augen so viel genossen als mit dem Mund. Ich weiß nicht, ob die Augen nicht gerade so entzückt waren von diesen Edelsteinen und von golddurchwirkten Stoffen als seinerseits der Saumen durch die Kuchen der vier Brüder oder durch den Pilaff von Reichererbßen. Ach, Männchen!“

Noch ganz im Zauber der festlichen Pracht, war Abssa spornstreichs dahergelaufen, um ihrem Gemahl von der Hochzeit der Tochter des Mukbars zu erzählen, die von einem so eben aus dem Krieg heimgekehrten Sergeanten geheiratet wurde — die Türken kämpften damals gegen die ungläubigen Griechen. Es war ein netter Mensch, dieser Sergeant und wohlbegütet, Sohn und Sohneskind eines

Mukbars, gerade wie die Braut! Als die stattliche Gestalt am Arme der Braut zwischen den nach der Tradition verschleierten Frauen hindurchschritt, hätte sich ihn manch eine Mutter als Tochtermann und manch ein Mädchen zum Gatten gewünscht... Alle lästeten, dem frommen Brauch zum Trotz, den Schleier — nur ein Endchen! — um von ihm bemerkt zu werden.

„Und auch die Hochzeiterin! Ach, Männchen, wie schön! Und einen Schmuck sag ich dir! Stelle dir vor, zehn Goldstücke mit dem Bildnis Mahomets auf zwei Reihen, so breit wie die Hand — kannst du dir's vorstellen? Zehnmal fünf Goldstücke um den Hals und strahlend wie die Sonne! Das wäre genug, um alles zu kaufen, was wir besitzen, unser Haus, unser Feld und Haus und Feld meines Brubers noch dazu, und auch Haus und Feld deines Brubers! Und all dies an den Hals gehängt! Ach, welch herrliches Paar!“

Der Mann lächelte. Er kannte die Schwäche seiner Frau. Aber der Sergeant mochte mit seiner Braut ein noch so reizendes Paar sein, hatten sie beide nicht einen schmutzigen Zungen, von einer Statur, die jeden Vergleich anshielt und Soldat dazu, als welcher er vor vier Jahren ausgezogen war, um im fernen Arabien seinen Dienst abzuleisten; er mußte bald zurückkommen, denn seine Militärzeit ging zu Ende. Schon seit Monaten hatten sie keine Nachricht mehr von ihm. Bei Allah, ihr Sohn galt so viel als die Söhne aller Mukbars der Welt!

„Mein Frauchen, man soll niemand um seiner Reichtümer willen beneiden! Allah hat uns das gegeben, was wir haben. Wir haben für unser Alter die beiden Arme unseres Sohnes. Beten wir zu Gott, daß er ihn uns gesund und guter Dinge zurückbringt und wenn wir davon reden, so soll es nur sein, um dem Herrn zu danken!“

Aber sie blieb dabei: „Das Leben ist hart! Wir haben doch kaum genug, um unsern Hunger zu stillen, wir!... Ach, diese Halskette, wie glänzte sie in der Sonne!“

Und ein stiller Zorn stieg in ihr auf, vermischt mit wehmütigen Gedanken an den Sohn, der so weit, so weit war. Wie gerne hätte sie die Hälfte vom Paradies dafür gegeben, wenn

der hübsche Sergeant, der heute Hochzeit hielt, ihr Sohn gewesen wäre! Gewiß, ihr Gatte hatte recht, auf ihren Zungen stolz zu sein, aber welcher Muldar, welcher Notable würde ihm einmal die Hand seiner Tochter erlauben? Für sie gab es keine Sohnesfrau mit gestickten Gewändern und einer goldenen Kette um den Hals. Was wird wohl so eine Braut einmal mitbringen? Zwei Ochsen vielleicht und zehn Schafe!...

Den ganzen Tag über dachte sie nur an das Fest, an das reiche Mahl, an all den Überfluß, der so selbstverständlich dort ausgebreitet lag, an die selbstbewußte Miene des Sergeanten und an die Braut mit den zwei Reihen Goldfüßen, die glänzten wie Sonnen. So dachte sie tags über und auch am Abend, ja selbst in der Nacht. Sie träumte noch davon am Morgen früh, als sie wieder das festliche Haus aufsuchte.

Die Feier sollte ja drei Tage dauern und so lange dauerten die Gesänge, die Spiele, die Mahlzeiten, die Heiterkeit und die wunderbaren Geschichten, die man sich rund um die Tische herum erzählte.

Im Ehegemach aber, zwischen Kissen auf einem Divan aus Blüsch, saß die schöne Braut, unbeweglich inmitten ihres prächtigen Schmucks und an ihrem Halse glänzte die goldene Kette. Und jedesmal, wenn Aysfa dieses Zimmer betrat, hätte sie weinen mögen vor Kummer und Verdruß; sie mußte sich immer wieder rasch entfernen, um nicht eine Unanständigkeit zu begehen, die ihre Entfernung aus dem Hause zur Folge gehabt hätte. Und dann lehrte sie traurig zurück nach ihrem Haus dort drunten, ganz am Ende des Dorfes, so klein und so miserabel gebaut, und dazu so einsam, daß man die Diebe nachts herumschleichen sah. Wie oft mußten sie nicht morgens beim Erwachen das Verschwinden eines Huhnes oder sogar eines Lammes aus der anschließenden Umzäunung feststellen. Ins Haus selber stahlen sich die Diebe nicht. Wozu auch? Was hätten sie noch mehr darin holen können? Ein Schaf, das ist schon genug für einen so armen Hanskalt!

„Verfügen Sie, verfügen Sie nur und der Geist wird da sein. Ich weiß das Zauber-

wort, das ihn bannt. Ob Gesundheit, Macht oder Gold, Sie brauchen nur zu befehlen und der Geist wird sich fügen!“

Es war ein heiliger Mann, der am Boden hockte vor einem Tischchen, mit allen möglichen sonderbaren Dingen beladen: Johannisbrotkerne, Hornhaut einer Wunderschlange, Zähne eines indischen Vogels und unterschiedliche Salben. Dieser Mann konnte die Krankheiten heilen und den bösen Zauber brechen. Ein wallender Bart ging ihm über den Leib und sein Kopf, von einem mächtigen Turban umschlungen, glück irgend einem riesigen Schwamm.

Er hatte seine kleine Bude, mit der er von Ort zu Ort zog, just dem hochzeitlichen Haus gegenüber aufgeschlagen. Massenhaft standen die Leute um ihn herum, die Heilmittel kauften für ihr Vieh oder auch für Frau und Kind und für sich selber. Liebende bemühten sich um den Zaubertrank, der ihnen das Herz der Allerliebsten gewann oder dasjenige der renitenten Väter erweichte.

„Sie haben nur zu verfügen, nur zu verfügen, ich kenne das Wort, das den Geist bannen kann!“

Voller Neugier trat Aysfa näher. Eben hatte der heilige Mann einem Stummen die Zunge gelöst und einen Lahmen gesund gemacht.

„Verfügen Sie nur, verfügen Sie, ich kenne das Wort, das den Geist bannt!“

„Heiliger Mann,“ fragte Aysfa, „kannst du wissen, was mein Herz quält?“

„Bekannt und unbekannt sind zweierlei. Tag und Nacht sind zweierlei,“ antwortete der heilige Mann. „Die Gule steht in der Nacht wie der Geist im Unbekannten.“

„Heiliger Mann, so sag' mir doch, was mein Herz quält!“

„Die Maus ist der Schrecken des Krämers. Warum? Frage dies die angefressenen Korbfaschen. Was enthalten diese Korbfaschen, wenn nicht das Süße, das Gesalzene, das Gepfefferte, alles was sich mit guter Münze bezahlt. Und das Gold ist das Ziel seines Lebens.“

Aysfa zuckte zusammen. Dort, gerade vor ihr, im Ehegemach des Hauses, aus dem Lieder und Freudengeschrei ertönte...

„Heiliger Mann,“ flüsterte sie ganz erregt, „deine Wissenschaft ist groß. Ich habe eine junge Braut gesehen und sie trug um den Hals zwei Reihen Goldmünzen, die glänzten wie Sonnen... Ich möchte solche Münzen haben...“

Der heilige Mann drückte die Augen halb zu und murmelte Gebete. Dann entnahm er einer Schublade ein winziges Dreieck in Tuch, mit bizarren Schriftzügen bedeckt.

„Frau,“ sagte er, „wenn du den Wert von drei Maß Gerste bezahlen willst — hier ist ein Talisman. Wünsche dir, was immer ein menschliches Wesen sich wünschen kann und der Geist wird dir zu Willen sein. Nur ich darf von ihm nichts begehren.“

Ayssa zögerte. Drei Maß Gerste, das war für sie ein unerschwinglicher Preis. Aber der heilige Mann fuhr lebhafter fort:

„Ich weiß, du bist ein gutes, braves Weib, das Allah beschützen wird. Ich verlange darum weder drei Maß, noch zweieinhalb Maß Gerste, nicht einmal zwei. Für dich sind's nur anderthalb Maß, ein lächerlicher Preis angesichts der ungezählten Goldmünzen, die du erhalten wirst!“

Nach langem Feilschen gelang es Ayssa sogar, den Talisman für ein einziges Maß zu bekommen.

„Frau,“ mahnte der heilige Mann, „mäßige deine Wünsche, denn die Habgier mißfällt den Geistern.“

Und nun gab er ihr die Formel an und den Ritus, um den Geist zu zittern, was übrigens eine ziemlich einfache Sache war.

„Passe die Zeit ab, wo dich niemand sehen kann. Dann führst du den Talisman dreimal an die Lippen und ruffst: ‚Rahmilmoth, Rahmilmoth!‘. Das ist der Name des Geistes. Bei diesem Talisman, der die Schlüssel zu deinen Geheimnissen enthält, befehle ich dir, mir zu gehorchen! Das wird genügen. Du sagst dann, was du willst und auf alle Fälle wirst du es erhalten!“

Ganz entzückt, allerdings noch etwas beunruhigt lehrte Ayssa heim; unter dem Schleier drückte sie den kostbaren Talisman gegen die Brust. Sie hütete sich wohl, dem Gatten etwas vom Kostenpunkt zu verraten. Eine starke, tapfere Frau, brauchte sie wohl keine

Mißhandlung zu fürchten; aber am Ende verlor sie die geheimnisvolle Macht, wenn sie andern das Geheimnis verriet?

An diesem Abend sagte sie nicht einmal nichts mehr von den Goldmünzen, von denen sie tags zuvor nicht mehr aufhören wollte, so daß ihr Mann nicht umhin konnte die Bemerkung zu machen:

„Zum Glück bist du jetzt nicht mehr veressen darauf! Man muß mit dem zufrieden sein, was man hat.“

Wie gern hätte sie ihm erwidert, er sei ein Dummkopf, daß sie einen Zauber besaß und daß sie nur zu wünschen brauchte, um ihre Hände — was sage ich? um auch die Hände ihres Mannes, ihre Taschen, ihre Mägen, ja sogar die große Korbflasche dort oben an der Decke voll Gold zu haben! Aber sie hielt sich zurück; nur sah sie sich in Gedanken schon fein herausgeputzt, geschmückt mit einer güldenen Halskette. Mit zwei Reihen nur? Nein, mit vieren, fünfen! Ach ja! So viel mußten es sein, daß die Tochter des Muldars neben ihr wie ein armes Mädel aussah!

Beim Nachtessen verhielt sie sich auffallend schweigsam. Umsonst versuchte ihr Mann, sie zum Reden zu bringen; mit einer wahrhaft heroischen Anstrengung konnte sie die Zunge im Zaum halten. Es sollte ja doch eine Überraschung werden.

Aber wie wird der Geist die Kette wohl bringen? Wird sie ihn sehen? Vielleicht fand sie die Goldmünzen des morgens einfach unter dem Kopfkissen, wenn sie nicht mit einem mal von oben herab auf den Herd fielen, derweil sie gerade kochte. Oder sie lagen vor der Tür. Aber wie kommen sie, wie?

Sie erdachte sich tausend Möglichkeiten, bei keiner verblieb sie.

Nach dem Essen zog sie sich zurück. Dann küßte sie den Talisman dreimal und rief ihn dreimal an, wie verabredet war:

„Rahmilmoth! Durch den Talisman, der den Schlüssel enthält von deinen Geheimnissen, befehle ich dir, zu gehorchen. Ich will, daß du mir...“

Aber schon hielt sie inne. Der heilige Mann hatte ihr anempfohlen, nicht habgierig zu sein. Ihr Herz zitterte. Wie viel sollte sie ver-



In einer Blutlache lag, mit gespaltenem Hirn, ihr einziger Sohn.

langen? Zehn, zwanzig oder dreißig? Endlich hatte sie sich entschieden.

„Rahmilmoth, ich will zwanzig Goldmünzen!“

Derweil sie so sprach rüttelte der Wind heftig an der Eingangstür. Aysa bekam Angst, es schien ihr zum ersten Mal, als wäre die Zahl zu groß. Vielleicht hätte sie sich mit zehn zufrieden geben sollen, wie sie die Bräute trugen? Sollte sie den Geist wieder anrufen? Wenn sie ihn aber erzürnte?

„Ich habe zwanzig Goldstücke verlangt,“ seufzte sie und in ihrem Herzen betete sie zu Gott, er möchte ihren Wunsch erhören. Dann ging sie zu Bett. Ihr Gatte schlief bereits.

Aysa vermochte kein Auge zu schließen. Sie blieb in Aufregung, ihre Gedanken kamen immer wieder auf den Gegenstand ihrer Wünsche zurück.

„Wie wird mir der Geist nur bringen, was ich verlangt habe?... Was für eine Änderung wird das sein!... Ein ganzes Vermögen!... Ich werde Gold haben, viel Gold!...“

Und so machte sie tausend Pläne, bis sie zu folgendem Ergebnis kam: Sie würden dann ein Haus bauen, ganz in der Mitte des Dorfes, ein geräumiges Haus. Und dann konnten auch sie ein Fest geben, wenn der Sohn sich verheiratete. Aber sicher! Sie, die Mutter, trug dabei goldgestickte Kleider und um den Hals eine Kette mit so viel Goldstücken, daß sie bis zum Gürtel fielen und strahlten wie Sonnen! Ach ja, und einen Koffer werden sie haben, um alle ihre Reichtümer darin zu bergen, besonders aber den Talisman, und zahlreiche Bediente zur Verteidigung gegen Diebe... Diese Diebe!“

Den Talisman, den sie krampfhaft in der Hand hielt, brückte sie jetzt zitternd mit aller Gewalt gegen das Herz.

Doch galt es ja nur noch diese Nacht und die Gefahr war vorbei. Wer wußte denn, daß ein Talisman in diesem Hause war? Diebe kamen doch nie herein. Ihetwegen mochten sie sich ein Schaf holen, sogar zwei, wenn sie wollten! Was kam es ihr jetzt drauf an, wo sie bald genug Gold besaß, um alle Herden des Dorfes zu kaufen!

Aber warum kam der Geist so langsam nur? Und wieder dachte sie an den Weg, den der

Geist wohl wählen würde, um ihr die Goldstücke zu bringen. Unwillkürlich suchte ihre Hand unter dem Kopfkissen. Sie fand nichts. Sie strengte sich an, um noch einige Augenblicke Geduld zu haben; aber bald hielt es sie nicht mehr zurück, sie mußte sich vergewissern, ob nichts in der Korbflasche steckte. Nichts. In den Kochtöpfen? Auch nichts. Sie suchte wieder das Bett auf. Der Gatte schlief den Schlaf, den kein extravaganter Wunsch störte.

„Wie wird nur der Geist die Münzen bringen?“

Da hörte man ein Geräusch aus der Ferne, aber deutlich. Jemand ging auf der Landstraße. Der Geist! Es konnte nur der Geist sein um diese Stunde in der Nacht. Auf dieses viel versprechende Geräusch horchend, wartet, wünscht Aysa sehnlichst und ruft zum Geist... Da war er, ganz nahe schon. Richtig, er kam ins Haus... Schon ist er an der Schwelle und versucht zu öffnen...

Wie? Konnten denn die Geister nicht auch so eintreten? Mußten sie denn auch die Türen öffnen?...

Der Gemahl fährt plötzlich aus dem Schlafe auf.

„Diebe! Aysa!“

„Diebe?“ Und noch zwischen Traum und Wirklichkeit schwebend wiederholte sie: „Diebe? Diebe?“

„Aber ja, Diebe! Hörst du's denn nicht? Wer würde sonst die Tür einrennen wollen?“

„In der Tat.“ Und Aysa kam ganz zu sich. „Diebe“, sagte sie für sich und schreckte zusammen. Wollten sie ihren Talisman rauben! Sie sollten nur kommen!

Rasch verbarg sie den Talisman im Busen und ergriff eine schwere Art, die zum Holzspalten diente. Der Gatte nahm eine alte Steinflinte von der Mauer. So bewaffnet tasteten sich beide zur Tür hin und hielten sich im Dunkel verborgen.

Die Tür stöhnte unter dem Druck. Sie war alt und haufällig, während der, der sich gegen sie stemmte um diese Stunde der Nacht, ein starker Kerl sein mußte. Vielleicht waren es mehrere? Wie hätte ein Dieb allein gegen ein Haus anrennen können? Da krachte es. Die Tür hatte nachgegeben. In der Nacht, im Halbdunkel einer Sternenhelle, sahen sie, wie

eine hohe, stämmige Gestalt sich sachte voran tastete, als hätte sie gefürchtet, die Bewohner zu wecken.

Da sprang Aysa aus der Ecke hervor und schwang die Art.

Ein einziger Streich nur und der Schatten fiel zusammen, ohne Schrei...

„Der hat uns lange schon bestohlen; er wird nicht mehr stehlen!“

Der Mann schlug Feuer, um eine Fackel anzuzünden...

In einer Blutlache lag, mit gespaltenem Hirn, ihr einziger Sohn, der vom Militär heimgekommen war und seinen Eltern eine Überraschung zu bereiten gedachte, wenn er unerwartet kam...

Als man am Tag die Leiche entkleidete, um sie zu waschen, fand man im Gürtel zwanzig Goldstücke, so groß wie eine Handfläche und strahlend wie Sonnen...

## Die Rache des Eigenners.

(Mit einer Abbildung.)

An diesem Morgen gegen zehn Uhr hatten die beiden Eigennervagen auf der staubbedeckten Straße am Ausgang des Dorfes Halt gemacht, angefichts eines Gehölzes, das sich bis zu den letzten Häusern von Provigny, in Nieder-Burgund, erstreckte.

Schwarzbraune Kinder, mit schönen schwarzen Augen, in alte Lumpen gehüllt, sprangen leicht zur Erde und stürzten sich, in ihren Kehrlauten plaudernd, sei es in den Wald, um dort abgefallenes Holz zu holen, sei es auf das Dorf, um sich einige Groschen oder auch Borräte zu verschaffen, unter dem Vorwand Papier und Bleistifte zu verkaufen.

Brasko, ein schlanker, kräftiger Jüngling mit gebräunter Hautfarbe, wie alle seines Stammes, blauschwarz leuchtendem Haar und feurigen Augen, hatte den Braunbär, den er gewöhnlich hinter den Wagen herführte, an einen Eichbaum gebunden. Dann lehrte er sich um und rief: „Harrich!“... Und sein finsternes Gesicht mit den energischen Zügen leuchtete auf, als er die schöne Antoura gewahrte, die zwischen den beiden Wagen am

Straßenrand eine Feuerstätte herrichtete, wo die Kinder nur noch das dürre Holz hinzuwerfen brauchten.

Das Mädchen, das zwanzig Jahre zählen mochte, war eine bildhübsche Erscheinung. Der gedämpfte Ton ihres Gesichts mit den reinen Linien ließ die großen semitischen Augen, deren Blicke von geheimnisvollem Feuer glänzten nur noch mehr hervortreten. Unter ihrem einfachen Rock und dem Schultertuch mit den lebhaften Farben, die beide schon abgetragen waren, zeigte sie so zarte, edle und stolze Linien, daß sie einer Königin der alten Zeiten gleich.

Moska, ihre Mutter, schwerfällig im Alter, die in ihrer Jugend auch schön gewesen sein mußte, nahm jetzt am Herd ihren Platz ein. Die Tochter schlüpfte leicht in einen der Wagen und kam auch gleich wieder zum Vorschein mit einer Lade an der Seite, wie sie die Kolporteurs tragen. Damit ging sie nach dem Dorfe, nachdem sie einige Kurzwaren hineingetan hatte, die ihr zum Schein dienten, wenn sie für einen Groschen den Leuten die Zukunft voraussagte.

Während Brasko die beiden Affen anband, welche ihm der junge Harrich gebracht hatte, schaute er dem hübschen Mädchen nach, das dort auf der Landstraße dahinging. Sie war barfuß, zwei schwere schwarze Böpfe fielen über ihre Schultern herob, der Kopf war mit plumphem Schmuck verziert und sie hatte einen leichten, rhythmischen Gang. Manchmal schien es, als brenne sie die Augustsonne, die durch die Bäume drang, mit goldenen Spitzen, oder sie ließ die Erscheinung im Glanze ihrer Edelsteine erstrahlen.

Im Lager waren die Männer damit fertig, die vier magern Pferde auszuspannen, die nun in aller Freiheit am Rand der Straßengraben grasen gingen. Schon hatten die Kinder dürres Holz gebracht, das unter einem weiten Kupferkessel zu flackern begann. Und nun machten sich alle an die Korbflechterei unter der Leitung des Patriarchen Godeny, der ab und zu in seiner rauhen Sprache kurze Befehle erteilt.

Im Innern der Wagen blieb niemand mehr zurück als eine junge Mutter, welche ein Kind von einigen Monaten an der Brust trug, und



in ihrem feierlichen Lehnstuhl mit den wunderlichen Formen, der einmal vergolbet war, die Ahne, die Harpusha, eine alte Frau mit einer Stirn so glatt poliert wie Elfenbein, einem richtigen Adlerprofil und übernatürlich großen tiefstehenden Augen, in denen Jahrhunderte ihre Spuren zurückgelassen haben schienen.

Sie war es, welche wahr sagte, wenn die Bäuerinnen zehn Groschen bezahlen konnten. Es kam sogar vor, daß sie, wenn es sich um bedeutendere Summen handelte und wenn die Sache gerecht war, den bösen Zauber verhängte über Tiere, Menschen und Hühner. Keine Bäuerin war jemals zu diesem Weib gekommen, das aus dem Urgrund der Zeit empor zu tauchen schien, ohne daß sie mit einem instinktiven Grausen vor ihrer geheimnisvollen Gewalt wieder von ihr gegangen wäre...

Drüben aber lag das Dorf mit den braunen und niedern Dächern an den Häusern, die der Länge oder der Breite nach zu beiden Seiten der staubbedeckten Landstraße standen; es glich einer Herde von plumpen Tieren aus der Fabel, die da im Tale lagen, von Wäldchen umgeben. Die Zigeunerkinder gingen von Tür zu Tür, aber sie konnten meist, trotz alles Drängens, nichts erreichen, als Verwünschungen.

So waren die Jungens zu einer großen Meierei gekommen. Der Bauer, der unter dem Tor stand, machte, als er sie kommen sah, fürchtbare Augen und schrie ihnen zu:

„Gehet zum T..., ihr Ungeziefer!“ Dabei fluchte er, wie der Gottseibeius in Person. Die Kinder betrachteten ihn verwundert, wie sie alle diese Männer bestaunten, die sich, wie ihre Häuser, wie Steine, stets am Straßenrand aufhielten.

Auch Antoura ging von Tür zu Tür ohne befondern Erfolg. Da verkaufte sie für einige Sous von ihrem Kram, dort wahr sagte sie, indem sie die Neugier der Frauen in Bezug auf die Harpusha zu erregen suchte, deren wunderbare Wissenschaft sie ihnen rühmte. Als sie zu jenem Bauer kam, der unter dem Tore stand, fluchte der wie ein Heide!

„Du Ungeziefer!... Satansbrut!... Giftmischerin!“

Das junge Mädchen ging stolz ihres Wegs, auf den die Sonne brannte und schien ihn nicht einmal zu hören.

\* \* \*

Der Bauer Maillard, genannt „Schönbein“, war als habgieriger Mensch bekannt, der starkköpfig war und es mit den armen Leuten nicht gut meinte. Wenn man ihn hörte, hatte er alle Ursache, die Zigeuner zu hassen. Denn diese hatten vor etwa fünf oder sechs Jahren seine Hühner beherzt, von denen nur die beiden Truthähne davongekommen waren, die schönsten auf dem Hühnerhof, welche nämlich die Diebe gleich mitgenommen hatten.

Der Zauber war so stark gewesen, daß Schönbein nach der Vernichtung seines Hühnerbestands mehr als sechs Monate brauchte, um wieder Hühner züchten zu können. Alles Geflügel wurde von der geheimnisvollen Krankheit befallen und starb rettungslos. Er hatte den Herrn Pfarrer bitten müssen, den Zauber zu lösen. Dieser gab ihm außerdem den klugen Rat, in der Stadt Phenol zu holen, solches ins Wasser zu tun und damit den Hühnerstall kräftig abzuspülen. Beides war geglückt und der Bauer konnte nach so vielen vergeblichen Versuchen seine Hühner wieder wachsen und gedeihen sehen.

Er war seiner Sache mit den Zigeunern um so sicherer, als ihm die Nachbarin erzählt hatte, daß jemand einer alten Heze fünf Franken geschenkt hatte, damit sie ihm diesen Streich anstellte.

Schönbein hatte versprochen sich zu rächen. Und da er mit dem Bürgermeister von Provigny, Castmir, genannt „der Beduine“, auf dem besten Fuße stand, hatte er es fertig gebracht, daß die Zigeuner nie mehr als vierundzwanzig Stunden im Banne der Gemeinde sich aufhalten durften.

Und doch gelang es den Gauern, trotz des kurzen Aufenthalts, noch von seinen Kartoffeln, von seinem Obst und von seinem Futter für ihre Klepper zu stehlen. Wenigstens war dies die Meinung eines andern Nachbarn, namens Trouillot, mit dem es im übrigen nicht weit her war; der pflegte zu sagen:

„Ein Zigeuner, sei es Tag, sei es Nacht, der kommt vorbei und nimmt, was losgeht!“

Da aber wollte ihm das Schicksal schlecht. Der Beduine war nicht mehr zum Bürgermeister in Provigny gewählt worden. Er war vielmehr ersetzt worden durch Parpillot, einen Gutsbesitzer, der wegen eines Gemannsteines nun schon über dreizehn Jahre mit Schönbein im Prozeß lag. Und nun unterblieben die Ausweisungsdekrete gegen die Zigeuner.

Waren die Nomaden da, namentlich wenn sie zahlreich kamen, hing Schönbein die Flinte über, um Hühnerstall und Ernte zu bewachen. Wenn man ihn dann so daher stapfen sah, die wollene Mütze bis auf die dicken Brauen gezogen, unter denen stahlharte Augen funkelten und mit einem kurzen schwarzen leicht gekräuselten Vollbart, dann wußte man: mit dem ist nicht gut Kirschchen essen.

Niemals konnte er einen Dieb entdecken, was ihn aber nicht abhielt zu versichern, er werde eines Tags einmal einen vor die Flinte bekommen. Und dem würde er nicht lange Zeit lassen, seine Seele dem Schwarzen zu empfehlen! Darum sagten seine Nachbarn, die um seinen Groll wußten, gewöhnlich:

„Der Schönbein schläßt einmal einen dieser Landstreicher über den Haufen, oder es geschieht ein Unglück!“

Nun hatte ihm die Nachbarin, die Mognote, versichert, die Zigeuner, die jetzt wieder da herum strichen, seien die nämlichen, die ihm vor sechs Jahren die Hühner mit Krankheit geschlagen hatten. Die Nachbarin war sättern gegangen in der Nähe des Zigeunerlagers und hatte im Vorübergehen die Wagen bald wieder erkannt, den alten schwarzbraunen mit dem weißen Rad und vor allem die steinalte Peze, die sich nicht verändert hatte und stets im ersten Wagen hoßte. Das mußten sie sein, da war kein Zweifel!

Schönbeins Jorn kannte keine Grenzen. Er vergewisserte sich, ob die Flinte geladen war, in die er Bolzen gesteckt hatte, wie für eine Jagd auf Wildsäue. Und den ganzen Tag über war er in Aufregung, finsterner als je, so daß seine Frau ihm sagen mußte:

„Was hast du nur gegen diese Zigeuner! Sie werden dich auch nicht mit Haut und Haaren aufessen!“

Er knurrte nur und sagte nichts. Aber in dieser Nacht konnte er kaum schlafen. Er war beständig auf der Lauer um den Hühnerstall herum, in dessen Nähe er schon einen ausgezeichneten Hofhund gelegt hatte, um die große Scheune, wo gerade in diesen Tagen zu Anfang August Gerste und Weizen untergebracht wurde, und um das stille Gebäude, worinnen die Kühe lauten mit dumpfen Geräuschen und manchmal unterdrückten Muhrufen, die sich lange hindebinten durch die Nacht, über die Schatten auf der Erde, unter sternbesätem Himmel. Erst gegen Morgen schlief er ein, auf dem Stroh liegend, die Flinte in der Hand, wie ein alter Soldat...

\* \* \*

Während am Morgen die Bauern auf dem Felde waren, verbreiteten sich die Zigeunerkindern, Teile von Rittern und Wannen mit sich tragend, über das Dorf.

Antoura, mit ihrer Lade voller Kram auf der Hüfte, folgte ihnen. Etwa eine Viertelstunde später lenkte auch Brasco, der Bursch mit den finstern Augen und den entschlossenen Zügen, seine Schritte dem Dorfe zu, wo er Tabak holen ging. Diese an Freiheit gewohnte Menschen hatten immerhin eine gewisse Ordnung bei der Arbeit. Aber im Lager pflegte man zu sagen:

„Wo Antoura ist, wird man Brasco auch finden.“

Eben war das junge Mädchen, stets heiter aufgelegt, zum Hof Maillard gekommen. Und da niemand am Tor stand, trat sie kurz entschlossen ein. Zwei Hofhunde stürzten sich mit wütendem Gebell ihr entgegen. Mit einem kategorischen „Zurück!“ hielt sie die Tiere von sich fern.

Und so gelangte sie ins Wohnhaus, wo die Bäuerin in einem gußeisernen Topf die Suppe fürs Mittagessen über hatte. Sie sagte „Guten Tag“ und pries ihre Waren.

Die Bäuerin wandte sich höchst überrascht um. Es war eine kleine gedrungene Gestalt, mit kleinen, gutmütigen, untertänigen Augen und einem leichten schwarzen Schnurrbart. Lebhaft antwortete sie:

„Danke, ich brauche nichts!...“ Und sie

konnte nicht umhin, beizufügen: „Am Gotteswillen, wenn mein Mann käme!“

Die andere lächelte und zeigte ihre weißen Zähne, indem sie sich anbot der Bäuerin aus den Adern der Hand die Zukunft vorauszusagen.

„Nein, nein!“ erwiderte die Bäuerin voller Angst, „gehe, armes Kind, gehe schnell!“

Jetzt entschuldigte sich die Zigeunerin wegen ihrer Jugend, wohingegen, sagte sie, ihre Urgroßmutter, die Harpuscha, eine tiefegründliche Geheimwissenschaft besitze und alles wüßte. Aber die Bäuerin ganz in Angst, wiederholte ihre Warnung:

„So geh doch, sag ich dir! Maillard muß alle Augenblicke kommen und da könnte es dir schlecht gehen!“

„Ich habe keine Angst,“ sagte das Mädchen einfach, um sich zu empfehlen und langsam, mit vornehmer Haltung, wieder zurückzugehen.

Als sie just in der Mitte des Hofes war, kam Schönbein mit einem Wagen voll Futter herein. Als er sie gewahrte, übermannte ihn die Wut. Er hielt das Pferd an und schrie ihr zu:

„Was suchst denn du hier, du Schlampe? Willst wieder Hühner vergiften, Satansbrut? Aber diesmal hab' ich dich!“

Und er ging auf sie zu, die Hand um den schweren Peitschenstiel gekrampft, der fast zerbrach, während sie ruhig weiterging und indem sie erwiderte:

„Warum beleidigst du mich, heftiger Mann. Ich verdiene mein Brot auf ehrliche Weise...“

„Wie?“ schrie Maillard, außer sich, „du verdienst dein Brot mit dem Vergiften von Hühnern, du Teufelin!“

Und schon schwang er die Peitsche über ihr. Das schöne Geschöpf hatte langsam die Hand gegen ihn erhoben, mit so viel Anmut und Würde, daß der Bauer einen Moment in Verwirrung kam. Aber die Wut packte ihn alsbald wieder und ehe das Mädchen zum Hof draußen war, hatte er sich auf sie gestürzt, mit Gewalt bei den Schultern gepackt und hinausgeworfen, wo sie ohne einen Laut von sich zu geben, zu Boden fiel, während der rohe Mensch hinter ihr her schrie:

„Pack dich zum T..., du Hündin! Und ein andermal...“

Aber die Drohung blieb ihm in der Kehle stecken. Braslo, der gerade aus dem Tabakladen herausgetreten war, hatte das Ende des Auftritts mit angesehen. In wenigen Sätzen, in Sätzen, wie sie nur ein Tiger macht, stand er vor dem Bauer, der ihn jetzt erst bemerkte. Die Finger des Zigeuners gruben sich krampfhaft in den Hals des Rohlings, der umsonst Anstrengungen machte, um sich zu befreien.

„Rege dich nicht, oder ich erwürge dich, du Erdhund!“ schrie Braslo mit seiner rauhen Stimme.

Antoura hatte sich erhoben.

„Laß ihn, Braslo, laß ihn gehen, diesen bösen Mann!“ sagte sie langsam.

Schon hatte sich der Zigeuner gesagt, wenn er den rohen Patron ermordete, käme er vor das miserable Rechtsinstrument dieser Haushälter, dieser Männer aus Stein, die einen mächtigen Gefängnisthau eigens dazu errichtet hatten, um die paar Erdkrummen zu verteidigen, die sie sich angeeignet hatten. Die Zigeuner kennen diese Sorte von Justiz nur zu gut! Und Braslo mochte nicht ihr Opfer werden.

„Laß ihn, Braslo!“ wiederholte Antoura.

Der junge Mann sagte dem Bauer dicht ans Ohr mit dumpfer, drohender Stimme:

„Du sollst unsere Justiz kennen lernen!“

Dabei stieß er in seiner barbarischen Sprache noch andere furchtbare Drohungen aus und schickte ihn mit einer schallenden Ohrfeige nach Hause.

Dann entfernten sich die beiden Nomaden, ohne nach rückwärts zu blicken; Schönbein aber stand mit wirrem Haar wieder vor dem Tor und schwang in seiner Ohnmacht einen mächtigen Reispfahl, die schrecklichsten Beschimpfungen dazu brüllend.

Die Nachbarinnen traten aus dem Haus und als sie sahen, wie der Bauer wegen des Durchzugs von Zigeunern schier den Verstand verlor, sagten sie:

„Er wird sich noch unglücklich machen mit diesen Landstreichern!“

\* \* \*

Als Schönbein wieder etwas zu sich gekommen war, hatte er die Mütze wieder aufgesetzt; dann schrie er über seine Frau, welche



Das Mädchen hatte langsam die Hand gegen ihn erhoben.

herbeigeeilt war und führte den Wagen voll Heu vor die Remise, wo das Heu abgeladen wurde. Während er das Pferd abschirrte, knurrte er in einem fort:

„Ja, wenn ich nur meine Flinte bei mir gehabt hätte! Der braune Teufel wäre sicherlich nicht mehr in seinen Karren zurückgekehrt!“

Aber in dem Maße, als sein Horn sich verflüchtigte, begann er am stark geröteten dicken Hals die Folgen des eisernen Griffs zu spüren, unter dem er beinahe erstickt wäre und düster und furchtbar tönte ihm die Drohung in die Ohren: „Du wirst unsere Justiz kennen lernen!“

Schönbein war sonst gar nicht ängstlich, außerdem hatte er ja seine Flinte. Aber gegen dieses Teufelsvöll mit all seinen höllischen Künsten konnten Mut und Flinte am Ende wenig ausrichten. Ein Schauer überlief ihn... Schließlich war es besser, wenn man sie auf der Stelle ausweisen ließ. Der Zigeuner hatte ihn erwürgen wollen. Das war genug, damit Papillot die Ausweisung nicht verweigern konnte.

Ohne Zeit zu verlieren mit dem Futterabladen, stellte er das Roß in den Stall und begab sich sofort zum Bürgermeister, der einige hundert Meter von dort wohnte.

Als er zu ihm kam, war der Herr Bürgermeister gerade daran, mit einer vierzinkigen Gabel einen prächtigen Misthaufen kunstvoll herzurichten. Verwundert hielt er inne, als er Schönbein, allem Anschein nach in heller Aufregung, auf sich zukommen sah.

„Guten Tag!“ begann der Bauer. „Ich komme zu dir, weil du der Bürgermeister bist. Du mußt die Zigeuner ausweisen. Einer von ihnen hat mich eben an meinem Tor erwürgen wollen.“

Und er zeigte ihm die Striemen der nervichten Finger am Hals.

„Hattest du ihm aber nichts getan?“ fragte der Bürgermeister.

„Nichts!“

„Das wundert mich aber. Du bist gerade nicht gutmütig. Na, ich will die Sache untersuchen.“

„Man müßte sie aber bald hinausjagen. Er hat mich gedroht. Er könnte mich erschlagen oder mir das Haus anzünden.“

„Gut. Ich will sehen.“

Der Bürgermeister steckte die Gabel in den Misthaufen und ging dem Lager zu.

Die Zigeuner teilten ihm mit, wie der Bauer die junge Antoura mißhandelt hatte, welche herbeikam und ihre beim Fall aufgeschürften schönen Hände zeigte. Und Braslo fügte bei, daß der Bauer noch Glück hatte, so gut davon gekommen zu sein.

Auf dem Rückweg traf der Bürgermeister eine alte Frau, die am Abhang grasen ging, gerade der Meierei gegenüber. Sie hatte den ganzen Auftritt mit angesehen. Sie konnte die Richtigkeit der von den Zigeunern gemachten Angaben nur bestätigen. Und so unterblieb der Ausweisungsbefehl.

Die Wut Schönbeins, in die sich eine geheimnisvolle Angst mischte, wurde nur gesteigert... Er versuchte wohl die Gendarmen zu gewinnen. Aber der verflizte Papillot würde ihnen sagen, daß er, Maillard, im Unrecht war und die Verd... würden wieder nicht ausgewiesen. Und so verbrachte er die folgende Nacht und die weiteren Nächte mit Wachstehen, die Flinte in der Hand, vor den Gebäulichkeiten seines Bauernhofes, deren Rücken düster hervortraten in der Ruhe einer sternenhellen Nacht. Er gönnte sich tagsüber kaum einigen Schlaf und war deshalb todmüde.

Aber in das Herz des rachsüchtigen Wächters war der Friede nicht eingekehrt. Was wollte er mit der Flinte machen, wenn sein Hühnerstall wieder behetzt würde, wie es schon einmal geschehen war, oder der Viehstall, wo ein Duzend schöner Kühe und drei hübsche Kälbchen friedlich neben einander lagen? „Was konnte seine Flinte ausrichten gegen eine unsichtbare Hand, die das Feuer in die Scheune oder ins Haus warf, derweil er sich im Hühnerhof aufhielt?“

Und der Unglückliche verdoppelte seine Wachsamkeit. Er achtete auf das kleinste Geräusch und lief zum Pferdestall, wenn eines der Tiere sich räusperte, zur Scheune, wenn eine Tür knarrte, zum Hühnerhof, wenn er einen Flügelschlag hörte.

Wenn er gegen Ende der Nacht gar zu müde war, leate er sich in die Scheune, wobei er die Flinte stets krampfhaft im Arm behielt. Manchmal bekam er Alpdrücken während

dieser schlafraubenden Beschäftigung, dann sah er plötzlich den Zigeuner Braslo, der sich an ein Gebäude heranzuschleichen suchte. Sofort stand er auf, um sich zu vergewissern an Ort und Stelle, obwohl er wußte, daß es nur ein Alp war; er untersuchte mit einer Peinlichkeit, wie sie nur Wilden eigen, ob tatsächlich der fürchtbare Mensch nicht dort war.

Tag für Tag erkundigte er sich mit einer gewissen Bangigkeit, ob die Feinde noch nicht fort wären. Die Nachbarin hielt ihn auf dem Laufenden. Da sie diese Zigeuner flüchtig kannte, hatte sie es leicht, von ihnen das Nötige zu erfahren. Sie blieben wenigstens noch einige Tage. Das Land war nicht ungünstig. Die Artikel, die man zum Aufmahlen des Getreides brauchte, wurden im Dorf und in den anliegenden Anwesen ziemlich gut bezahlt.

Schönbein wurde grün im Gesicht, wenn er das hören mußte. So mußte er also immer wieder Wache stehen des Nachts und sich während des kurzen Schlafs von Alpdrücken martern lassen? Die Aussicht konnte schon entmutigen. Bald wäre er dazu gekommen, Hab und Gut zu verfluchen, aber ein so lächerlicher Gedanke konnte in seinem Hirn nicht Eingang finden. Kaum war er eine Minute ruhig und schon klang die Drohung Braslos mit den schrecklichen Worten in der starken Sprache wieder an das Ohr des Bauers.

\* \* \*

Im Lager hatten alle unter der Mißhandlung der jungen Antoura gelitten, die wegen ihrer Schönheit, ihrer gewinnenden Anmut, ihres reinen Lachens und ihrer leidenschaftlichen Lieder von allen verehrt war.

Aber Antoura hatte auch ein gutes Herz. Sie hatte gesagt, die dem harten Manne verabreichte Züchtigung würde genügen. Und der Patriarch Godeny wie die Harpusha waren auch dieser Meinung. Die hatten so viel gesehen, was viel ernster war die Zeit hindurch! Auch Dichtram, Antouras Bruder, welcher zu seiner Flechtarbeit pfiff, hatte sich überreden lassen. Nur Braslo war anderer Meinung. Ihm genügte das nicht. Ein Erdenhund hatte gewagt, die Göttin der fahrenden Leute zu

schlagen! Das verdiente eine andere Ahndung. Und Braslo würde sie ihm verabreichen.

Man wußte wohl, daß aus dem jungen Mann die Liebe sprach. Sogar die Urgroßeltern schwiegen. Er mochte tun, was er für gut hielt. Auch sprach man nicht weiter von dieser Angelegenheit im Lager.

Braslo hatte sich überlegt, wie er den Bauer zur Rechenenschaft ziehen oder besser sich an ihm rächen wollte. Selbst die Bitten Antouras konnten ihn davon nicht abbringen. Er wollte ihn ja auch gar nicht in seinem Hause braten! Nicht einmal die Scheune sollte es kosten, in der sich die Reichtümer des Jahres häuften. Aber ein schönes Feuer mußte es schon werden mit dem großen Strohhaufen am andern Ende des Gutshofes. So sollte es aufflammen, wie ein Wahrzeichen der Gerechtigkeit am nächtlichen Himmel. Natürlich wird er damit auch warten, bis die Wagen seiner Truppe einige fünfzehn Kilometer von Provigny entfernt in Sicherheit sind. Im ersten Dorf, durch das man abends kam, wird er sich mit seinem Bären zu erkennen geben, und dann, als Bauer verkleidet, durch den Wald zurückkommen. Gegen elf Uhr, wenn alles im Schlaf lag, wollte er in Ruhe das Freudenfeuer anzünden. Der Erdenwurm sollte erfahren, daß mit der Drohung eines Zigeuners nicht zu spaßen ist! Zwei Stunden darauf konnte er schon wieder im Lager sein und dort getrost einschlafen, der Beweis, daß er nicht an der Brandstätte war, ließ sich leicht erbringen.

\* \* \*

An einem Abend, zwei Tage vor dem Fortzug der Zigeuner, nahm Schönbein mit mürrischer Miene die Flinte wieder von der Wand und erwiderte mit ein paar Flüchen die Worte der Bäuerin, die da meinte, es sei doch ganz überflüssig, vor Mähdigkeit zu sterben auf der Wacht vor Gütern, die vielleicht niemand bedrohte. Er ging hinaus, um den weinlichen Rundgang um die verschiedenen Gebäulichkeiten des Pachthofes wieder zu beginnen.

Nichts ließ sich hören, als das Geräusch Vorübergehender von der Landstraße her und von einigen Nachbarn, die so spät heimkehrten. Und wie in den vorhergehenden Nächten hörte

man von weitem das Zirpen der Grillen auf dem nächsten Hügel, von Zeit zu Zeit beherrscht durch die zweitönigen Rufe der Unken, die darauf erwiderten. Dann kam jene große Stille mit den unbestimmten Geräuschen, so unbestimmt, daß der Bauer nicht mehr wußte, ob es sich um Wirklichkeit oder um das Produkt einer Halluzination handelte. Oft war er so müde und überreizt, daß ihm fortgesetzt die Ohren summten und daß er Helle zu sehen glaubte, wo keine war. Es bedurfte der ganzen Fähigkeit seines Willens, um nicht schon vor Mitternacht zu schlafen.

Gegen zwei Uhr morgens, wenn er die Frische spürte, legte er sich in die Scheune, die jetzt vom Dufte des frisch eingeheimsten Kornes erfüllt war. Dort ließ er sich nieder, gegen eine Garbe gelehnt, die Flinte in der Hand. Zwei Minuten später lag er im tiefsten Schlaf, von den furchtbarsten Träumen gequält.

Blötzlich sah er vor sich, so erzählte er nachher, das Gesicht eines Zigeuners mit einem Auge, aber mit einem Auge, das glühte wie Feuer und immer größer und größer wurde, bis der ganze Kopf nur noch ein Auge war, das, furchtbar drohend, flammte wie eine Sonne. Er mochte nicht mehr zweifeln: es war das böse Auge, das höllische Hexenauge, das seine Scheune überfiel. Dann hatte er die Flinte in Anschlag gebracht — pass!

Der Krach rüttelte ihn aus dem schrecklichen Traum auf. Er hatte wirklich geschossen! In einem Soze war er auf den Füßen und rieb sich die Augen. Da sah er im Pulverrauch das Feuer, das mit Windeseile den gewaltigen Getreidehaufen entlang lief und durch den Schuß hervorgezogen worden war. Er sprang hinzu, um es zu ersticken. Aber schon züngelten die Flammen über ihn hinaus. Er ergriff eine lange Stange und schlug aus Leibeskräften darauf, um den Brand zu löschen wie man bei Waldbränden zu tun pflegt. Alles umsonst, dafür erreichte er, daß ein Funkenregen über dem ganzen Raum niederfiel.

Halb wahnwitzig vor Angst schrie er „Furio, es brennt!“ und schlug immer zu, jetzt ohne Hoffnung mehr, denn schon hatten die Flammen, die zu beiden Seiten des Fruchthaufens emporleckten, das Dach gewonnen.

Rauch und eine schreckliche Hitze saßen ihm

in der Kehle. Er mußte flüchten. Er besaß noch die Geistesgegenwart, die Flinte an sich zu nehmen; so rannte er dann hinaus, verbrannt an Haar und Kleidern, mit Funken bedeckt, wie ein feuriger Mann...

Die Bäuerin, die, als der Schuß krachte ans Fenster gelaufen war, konnte sich angesichts des furchtbaren Schauspiels vor Schrecken nicht von der Stelle rühren.

Die Magd und der Kocknecht stürzten, halb gekleidet, zum Meister hin, der jetzt vor der Scheune stand und vor Verzweiflung aus vollem Halse schrie:

„Furio! Zu Hülfe! Es brennt!“

Im Dorfe wurden Türen und Fenster aufgeschlagen, und man hörte die unheimlichen Worte:

„Es brennt bei Schönbein!“

Schon waren in der Scheune die Weizen- und Gerstengarben, die zu tausenden darin aufgeschichtet lagen und die Futterhaufen ein einziger Brandherd geworden. Von Zeit zu Zeit ergoß sich ein ganzer Feuerstrom zum geöffneten Scheunentor heraus, wodurch die umliegenden Bauten jäh beleuchtet wurden. Drinnen hörte man ein fortwährendes Knistern und Krachen.

Händeringend stand der Bauer vor seiner Habe, die das Feuer aufzehrte, seine Klagen waren gemischt mit Flüchen. Die Bauern, welche zuerst zur Stelle waren, blieben schweigsam und unbeweglich, sie wußten, da war nichts mehr zu machen. Und nun standen sie da, in düstern, ängstlichen Gruppen vor dem allmächtigen Element, das da unter dumpfem Krachen und Zischen einen großen roten Schein gegen den nächtlichen Himmel warf.

Es läutete Sturm und die benachbarten Dörfer wiederholten das Zeichen. Dann hörte man Trommelschlag. Aber als die Löschmannschaft mit ihrer Feuerspritze anrückte, stürzte schon ein Teil des Dachstuhles zusammen und ein mächtiger Feuerstrahl schoß zum Himmel auf.

Die wackeren Pompiers beschränkten sich darauf, die Mauern der Stallungen unter Wasser zu halten, die im übrigen von der Scheuer ziemlich entfernt lagen.

Der Bauer war in sich zusammen gefallen, mit Brandwunden bedeckt, erschöpft durch seine

Nachtwachen und gemartert und zerquetschert durch die Katastrophe. Man brachte ihn zu Bett, das er über einen Monat nicht verlassen konnte...

Die Zigeuner verließen Provigny zwei Tage nachher, wie es ausgemacht war. Braslo hielt sich für genügend gerächt. Als die Bauern die beiden plumpen Wagen vorbeiziehen sahen,

die Männer mit den orientalischen Augen, die schreienden Affen, die magern Hunde und den Bären, der mit Prophetenmiene hinter dem Zuge einherschritt, sagten sie unter sich:

„Mit diesem Volke konnte Schönbein sicher sein, daß ihm ein Unglück passieren würde!“

C. M. Savaris.

## Naturgeschichte.

### Die Krageneidechse.

Die Krageneidechse (*Chlamydosaurus Kingii*) erreicht eine Länge von nahezu zweieinhalb Fuß; aber davon kommen wenigstens zwei Drittel auf den dünnen zylindrisch zugespitzten Schwanz, der, gleich dem übrigen Körper mit kleinen, eckigen Schuppen bedeckt ist. Auf dem Rücken ist dieses Reptil schön weißgelb, mit einigen Querstreifen, die heller und braun gerändert sind. Die Hinterfüße sind oben, wie die Schwanzwurzel braun gesprenkelt. Die Zunge ist ziemlich dick, wenig dehnbar und etwas gespalten an der Spitze. Die zahlreichen kräftigen Zähne gleichen denen der Schlangen. Die Lagen sind fünffingerig und mit starken, etwas gekrümmten Nägeln bewehrt. Eine Eigentümlichkeit des Tieres ist

eine gewaltige Halskrause aus seiner Haut, die beiderseits mit gekielten Schuppen in Rhomboidform bedeckt ist. Der äußere Rand dieser Hülle ist scharf gezahnt.

Wie unsere mit Augen gezeichnete Eidechse ist der *Chlamydosaurus* ein Todfeind der beflügelten Insekten, Mücken, Schmetterlinge usw. Auf dem Boden, auf den Bäumen verfolgt er sie, und überall, wo er ihnen nahkommen kann. Da er aber nicht, wie viele an-

dere Tiere seiner Art, so beispielsweise das Chamäleon, eine lange Zunge hat, um sie fassen zu können, muß er seine ganze Geschicklichkeit auf diese Jagd verwenden. Und da er nicht besonders gut klettern kann, kommt es ihm manchmal vor, daß er im Eifer, wenn er

seiner Beute von einem Zweig auf den andern nachspringt, ausgleitet und ins Leere fällt. Ohne seine Halskrause, die ihm dann als Fallschirm dient, würde er ohne weiteres auseinanderbrechen. Sobald er aber fühlt, daß das Gleichgewicht verliert, streckt er sich längs wie ein Stöcken, wobei er die Füße eng an Körper und Schwanz schmiegt. Darauf streckt er den Halskragen aus und läßt sich getrost fallen. Der Körper dient jetzt als Ballast, die Luft bringt in die Halskrause und bläht diese auf, und das Tier schwebt, sich dem Winde



Die Krageneidechse.

überlassend, sanft zur Erde.

Die Krageneidechse haust in Baumlöchern oder in Felsenspalten, stets an gut trockenen Orten, die der Sonne ausgesetzt sind. Die Eingeborenen von Neu-Holland machen nicht gerade Jagd auf dieses Reptil, aber wenn sie seiner habhaft werden können, dient es ihnen als Nahrung; sie finden das Fleisch vortrefflich und vergleichen es mit dem einer jungen Seeschildkröte.